

Jonathan Junge

Partizipation in der
Entwicklungszusammenarbeit aus
ethnologischer Perspektive

Bachelorarbeit

BEI GRIN MACHT SICH IHR WISSEN BEZAHLT



- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit, Bachelor- und Masterarbeit
- Ihr eigenes eBook und Buch - weltweit in allen wichtigen Shops
- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsschutz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlanges. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Auswertungen durch Datenbanken und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe (einschließlich Mikrokopie) sowie der Auswertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen, vorbehalten.

Impressum:

Copyright © 2015 GRIN Verlag
ISBN: 9783668024229

Dieses Buch bei GRIN:

<https://www.grin.com/document/302402>

Jonathan Junge

Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit aus ethnologischer Perspektive

GRIN - Your knowledge has value

Der GRIN Verlag publiziert seit 1998 wissenschaftliche Arbeiten von Studenten, Hochschullehrern und anderen Akademikern als eBook und gedrucktes Buch. Die Verlagswebsite www.grin.com ist die ideale Plattform zur Veröffentlichung von Hausarbeiten, Abschlussarbeiten, wissenschaftlichen Aufsätzen, Dissertationen und Fachbüchern.

Besuchen Sie uns im Internet:

<http://www.grin.com/>

<http://www.facebook.com/grincom>

http://www.twitter.com/grin_com

Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit

Aus ethnologischer Perspektive

**Wissenschaftliche Hausarbeit
zur Erlangung des akademischen Grades
eines Baccalaureus Artium
der Universität Hamburg**

Von Jonathan Junge

Hamburg, 2015

Inhalt

1. Einleitung.....	1
2. Begriffsklärung und historische Einordnung.....	2
2.1 Die Genese des Entwicklungsbegriffs.....	2
2.2 Entwicklungszusammenarbeit (EZ)	4
2.3 Entwicklungsethnologie & Ethnologie der Entwicklung	6
2.4 Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit	8
3. Methoden partizipativer Ansätze in der EZ.....	11
3.1 RRA / PRA: Ursprung und Begriffsklärung	11
3.2 Das Verhältnis partizipativer Ansätze zur Entwicklungsethnologie	13
4. Kritische Analyse partizipativer Entwicklungspraxis.....	14
4.1 Vorbemerkungen	14
4.2 Fachinterne Kritik.....	16
4.3 Exkurs: Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie	18
4.4 Inhärente Widersprüche.....	19
5. Fallbeispiele	21
5.1 Vorbemerkungen	21
5.2 Staudammprojekt: Die Vorteile partizipativer Erhebungen	22
5.3 Forstprojekt: Falsch angewendete Methoden.....	23
5.4 Modernisierung der Wasserversorgung: Die Widersprüchlichkeit der partizipativen Rhetorik	25
6. Fazit.....	30
Abkürzungen	33
Literatur.....	34

1. Einleitung

Partizipation ist seit spätestens Anfang der 1990er Jahre eines der wichtigsten Kriterien in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. In seiner Jahresansprache 1998 verkündete der ehemalige Präsident der Weltbank, James Wolfensohn:

„Participation matters – not only as a means of improving development effectiveness, as we know from our recent studies – but as the key to long-term sustainability and leverage“ (Zitiert nach Francis 2001:72).

Demnach gilt Partizipation als das Schlüsselkriterium für eine nachhaltige und erfolgreiche Entwicklungszusammenarbeit. Trotz einer Vielzahl kritischer Stimmen hat sich daran bis heute so gut wie nichts geändert. Partizipation ist kaum hinterfragte Lehrmeinung und gilt weiterhin als Grundvoraussetzung für eine bessere, effektivere und gerechtere Entwicklung.

In der Ethnologie beginnt eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema Anfang der 1980er Jahre. Zu dieser Zeit setzt sich in den internationalen Entwicklungsinstitutionen die Erkenntnis durch, dass Entwicklungszusammenarbeit nur erfolgreich sein kann, wenn zum einen auch kulturelle Faktoren berücksichtigt werden und zum anderen die Empfänger der Hilfsmaßnahmen an der Durchführung und Planung der Entwicklungsprojekte *partizipieren*. Die in etwa zur selben Zeit neu entstandene ethnologische Subdisziplin *Entwicklungsethnologie* war maßgeblich an der Durchsetzung und Verbreitung von Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit mitbeteiligt. Demgegenüber setzt sich die *Ethnologie der Entwicklung* kritisch mit eben diesem Prozess *partizipativer Entwicklung* auseinander.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, ob Partizipation das Versprechen einer besseren, effektiveren und gerechteren Entwicklung tatsächlich halten kann und ob die hohen Erwartungen gerechtfertigt sind.

Die Wirksamkeit von Partizipation wird hauptsächlich mit Untersuchungen aus den 1980–1990er Jahren belegt, auf die sich auch die Entwicklungsethnologie bezieht. Weder bereits deutlich länger bekannte Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie, noch neuere Forschungen aus der Ethnologie der Entwicklung haben bisher einen nennenswerten Einfluss auf die Entwicklungspraxis. Für die Bearbeitung der Fragestellung wird daher die anwendungsorientierte entwicklungsethnologische Perspektive dem theoretisch-analytischen Blickwinkel der Ethnologie der Entwicklung und den Erkenntnissen aus der Sozialpsychologie gegenübergestellt.

Im Anschluss an diese Einleitung folgt eine kurze historische Einordnung des Themas in die geschichtlichen Zusammenhänge, sowie eine Erläuterung und Definition der relevanten Begrifflichkeiten. Im darauffolgenden, dritten Abschnitt wird ein Überblick über die Methoden gegeben, mit denen partizipative Entwicklung in der Praxis umgesetzt wird. Die anschließende kritische Auseinandersetzung mit diesen Methoden und dem Prozess partizipativer Entwicklung im Allgemeinen umfasst dabei – neben einem kurzen sozialpsychologischen Exkurs – sowohl die entwicklungsethnologische Herangehensweise, als auch die Sichtweise der Ethnologie der Entwicklung.

Bevor am Ende der Arbeit auf die Beantwortung der Fragestellung zurückgekommen werden kann, veranschaulichen im fünften Teil drei Fallbeispiele, wie Partizipation in der Praxis umgesetzt wird, welche Vorteile eine partizipative Verfahrensweise mit sich bringt und welche Probleme dabei auftreten können.

2. Begriffsklärung und historische Einordnung

2.1 Die Genese des Entwicklungsbegriffs

Politisch geprägt wurde der Entwicklungsbegriff Mitte des letzten Jahrhunderts insbesondere durch das *Point Four Program*¹ der US-Administration unter Harry S. Truman, mit dessen Amtsantrittsrede am 20. Januar 1949 *the age of development* begann (Esteva 1992:6, Rist 2002:70ff). Der zuvor vor allem in der Biologie verwendete Begriff zur Beschreibung des Werdegangs eines Lebewesens hin zu seiner vollendeten, ausgewachsenen Form, erhielt nun eine soziökonomische Komponente. Gleichzeitig wurde mit der Einteilung der Welt in „*developed*“ und „*underdeveloped areas*“ (Rist 2002:71) ein Konzept eingeführt, das zwar immer wieder aufs schärfste kritisiert wird (vgl. z. B. Esteva 1992, Ziai 2004), aber dennoch bis heute unsere (westliche) Sicht auf die Welt nahezu uneingeschränkt dominiert.

Zusammen mit den ebenfalls auf US-Initiative gegründeten Vereinten Nationen (UN) und der 1948 verabschiedeten Charta der Menschenrechte wird aber nun, zumindest auf völkerrechtlicher Ebene, erstmals ein Menschenbild vertreten, das die prinzipielle Gleichheit aller Menschen anerkennt und somit niemandem mehr die Fähigkeit sich zu „entwickeln“ aberkennt. Entsprechend wird im Entwicklungskontext nicht mehr von

¹ An den Marshallplan angelehntes, regional unbegrenztes (Wieder-)Aufbauprogramm der Nachkriegszeit

primitiven, rückständigen oder unzivilisierten Menschen, Völkern und Kulturen, sondern von Entwicklungsländern bzw. sich entwickelnden Regionen gesprochen (vgl. Ziai 2004). Damit ist der bis dahin vorherrschende koloniale und insbesondere nationalsozialistische Rassismus durch „das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die allgemeinen Menschenrechte“ abgelöst (ebd.:16).

Es bleibt jedoch die Frage, was mit *Entwicklung* in diesem Zusammenhang überhaupt gemeint ist. Bisher „konnte sich die Entwicklungstheorie im Laufe ihrer Geschichte nicht auf eine präzise Definition ihres Gegenstands einigen“ (Ziai 2010:399f). Vielmehr sieht sich der Entwicklungsdiskurs gewissermaßen seit dem Tag, an dem er die Arena der internationalen Politik betreten hat, mit immer neuer Kritik konfrontiert. Mal wird ihm Ethnozentrismus (Rahnema 2010:133), mal die Reduzierung auf ökonomische Kriterien (Esteva 1992:12, Menzel 1993:133, vgl. Sachs 2010:X) oder gar die Fortführung kolonialer Unterdrückung vorgeworfen (Ziai 2004:18).

Da auf die Kritik an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann, sei auf die genannten Kritiker verwiesen. Es bleibt jedoch festzuhalten, dass der Entwicklungsbegriff nicht unproblematisch, sondern durchaus umstritten und „wie sein Gegenstand dauernder Veränderung unterworfen“ ist (Nohlen/Nuscheler 1993:56). Oder wie es der *Brandt-Bericht* treffend formuliert: Entwicklung „bezeichnet, weit gefasst, den erwünschten sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt – und es wird immer unterschiedliche Auffassungen darüber geben, was erwünscht ist“ (Brandt 1980:64).

Trotz der genannten begrifflichen Schwierigkeiten ist es für die weitere Auseinandersetzung mit dem Thema nötig, grob zu beschreiben, was mit Entwicklung gemeint ist. Eine viel zitierte Explikation liefert der *Human Development Report* der Vereinten Nationen:

„The basic objective of human development is to enlarge the range of people's choices to make development more democratic and participatory. These choices should include access to income and employment opportunities, education and health, and a clean and safe physical environment. Each individual should also have the opportunity to participate fully in community decisions and to enjoy human, economic and political freedoms.“(UNDP 1991:1)

Hier wird bereits deutlich, dass sich im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten, in denen „autoritäre Regime nicht nur toleriert, sondern sogar als notwendig angesehen“ wurden (Menzel 1995:22), nicht mehr nur auf Wirtschaftswachstum, sondern neben der Verbesserung des Lebensstandards, auch auf persönliche Freiheit, Demokratie und *Partizipation* bezogen wird. Es geht also um einen Prozess des Übergangs zu einem erwünschten besseren Zustand. Was bei dieser nicht mehr ganz aktuellen Explikation fehlt und erst in

späteren UNDP-Reports ab 2001 thematisiert wird, ist die *emische Perspektive* (vgl. dazu Kapitel 2.3).

2.2 Entwicklungszusammenarbeit (EZ)

Wenn Entwicklung nun also in dem oben skizzierten Sinne verstanden wird, dann ist *Entwicklungszusammenarbeit* (EZ) die „Gesamtheit aller staatlichen und privaten Maßnahmen, die von Industrieländern und internationalen Organisationen (z. B. Weltbank) zur wirtschaftlichen und sozialen Förderung von Entwicklungsländern getroffen werden“ (Duden 2004:208). Oder, um es mit den Worten des Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), der wohl bedeutendsten Institution der deutschen EZ, auszudrücken:

„Entwicklungszusammenarbeit (EZ) will Menschen die Freiheit geben, ohne materielle Not selbstbestimmt und eigenverantwortlich ihr Leben zu gestalten und ihren Kindern eine gute Zukunft zu ermöglichen. Sie leistet Beiträge zur nachhaltigen Verbesserung der weltweiten wirtschaftlichen, sozialen, ökologischen und politischen Verhältnisse. Sie bekämpft die Armut und fördert Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie. Entwicklungszusammenarbeit trägt zur Prävention von Krisen und gewalttätigen Konflikten bei. Sie fördert eine sozial gerechte, ökologisch tragfähige und damit nachhaltige Gestaltung der Globalisierung. Die deutsche Entwicklungszusammenarbeit basiert auf dem Grundsatz, aus ethischer Verantwortung und internationaler Solidarität zu handeln. Sie ist damit von humanistischen Werten geleitet, dient aber gleichzeitig auch dem Bestreben, die Zukunft Deutschlands zu sichern.“ (BMZ 2011a)

Damit erhebt das BMZ für sich den Anspruch, in erster Linie „von *humanistischen Werten geleitet*“ zu sein, obwohl es an anderer Stelle damit wirbt, dass „1 Mrd. Euro im Einzelplan 23 [BMZ Etat] bis zu 3 Mrd. Euro Exporte, etwa 10 Mrd. Euro im Bruttoinlandsprodukt und 2 Mrd. Euro öffentliche Einnahmen nach sich ziehen“ und die EZ „damit zur Sicherung von rund 240.000 Arbeitsplätzen in Deutschland beiträgt“ (BMZ 2006:41).

Von Selbstlosigkeit kann also keine Rede sein. Vielmehr ist Entwicklungspolitik erheblich vom nationalstaatlichen Interesse der Geberländer geleitet. Schon in der anfangs erwähnten Amtsantrittsrede von Harry S. Truman heißt es: „Experience shows that our commerce with other countries expands as they progress industrially and economically“ (Truman 1949). Wie beim Marshallplan, dem älteren Bruder der Entwicklungsidee (vgl. Rist 2002:70), spielen handfeste wirtschaftliche Interessen auch hier eine große Rolle. Dennoch wird man der EZ mit einer Reduzierung auf wirtschaftliche Kriterien nicht gerecht.

Als sich die Etablierung einer zukünftigen Disziplin ‚*Entwicklungstheorie*‘ (Menzel 1992:98ff) in Trumans Rede 1949 abzeichnete, begann in der westlichen Welt bereits

die Sorge vor dem Machtanspruch der Sowjetunion und einem sich ausbreitenden Sozialismus. Die Entwicklungshilfe², die allen „*peace-loving peoples*“ (Truman 1949) zugute kommen sollte, war deshalb jahrzehntelang im Wesentlichen mit einer sehr entscheidenden Bedingung verknüpft: keine Annäherung an die UdSSR. So waren die folgenden 40 Jahre Entwicklungsstrategie im Wesentlichen 40 Jahre *kapitalistisch* geprägte Wachstumsstrategie (Menzel 1993), mit dem Ziel, das westliche Gesellschaftsmodell möglichst global zu etablieren.

Zu den genannten wirtschaftlichen und ideologischen Beweggründen gesellt sich eine Vielzahl weiterer Motive. Dazu zählen religiöse, ökologische, politische, kulturromantische, humanistische sowie friedenssichernde bis hin zu Verantwortungs- bzw. Schuldgefühl für die eigene Vergangenheit als Kolonialmacht, um nur einige zu nennen. Sie alle eint das Ziel, die Lebensumstände der Betroffenen in den „Entwicklungsländern“ verbessern zu wollen. Da die modernisierungstheoretischen Hoffnungen jedoch trotz diverser Strategie- und Paradigmenwechsel³ unerfüllt blieben und auch die unüberschaubar große Zahl an Entwicklungsprojekten der sich weltweit ausbreitenden Armut wenig entgegenzusetzen hatte, befand sich die Disziplin spätestens Mitte der 80er Jahren zunehmend in der Krise (vgl. Menzel 1992, Tetzlaff 1996:60).

Der Anspruch der Modernisierungstheorie, ein universal gültiges, weltweit anwendbares Rezept zur gesellschaftlichen Entwicklung zu liefern, war endgültig gescheitert und damit auch die bisherigen „top-down, technology and capital-intensive interventions“ (Escobar 1997:499). Deren ernüchternde Ergebnisse hatten bereits 1973 bei der Weltbank unter ihrem damaligen Präsidenten Robert McNamara zu einem radikalen Kurswechsel hin zu armutsorientierter Grundbedürfnisstrategie geführt. Das nun vorherrschende *Bottom-up*-Prinzip wurde in den folgenden Jahren – „nicht zuletzt aufgrund des Fehlschlagens vieler Entwicklungsmaßnahmen“ – durch die Diskussion um „die sog. sozio-kulturellen Faktoren“ (Seithel 2000:159) sowie die Erkenntnis ergänzt, dass EZ nur erfolgreich sein kann, wenn auch die Zielgruppe und damit alle sogenannten *Stakeholder*⁴ der Entwicklungsprojekte an Planung, Durchführung und Evaluierung beteiligt werden. Diese, auch als *participatory turn* (vgl. Spies 2009:64) bezeichnete Neuausrichtung der EZ spiegelt sich insbesondere in dem 1985 sowie 1991 in zweiter,

² Der bis in die 1990er Jahre übliche Begriff *Entwicklungshilfe* entspricht dem heutigen EZ-Begriff (vgl. BMZ 2011a).

³ Einen Überblick über die Geschichte der EZ bietet Ulrich Menzels Bibliographie zur *Geschichte der Entwicklungstheorie* (1995), sowie z. B. Menzel (1992), Nohlen/Nuscheler (1993) oder Rist (2002).

⁴ Als *Stakeholder* werden alle Beteiligten und Betroffenen einer EZ-Maßnahme bezeichnet (BMZ 1999)

überarbeiteter und erweiterter Ausgabe von Michael Cernea im Namen der Weltbank publizierten und als wegweisend geltenden Sammelband *‚Putting Peoples First’* wider (Cernea 1991).

Cerneas Einfluss bei der Weltbank und seine Forderung nach einer stärkeren Berücksichtigung der *soziokulturellen Faktoren* führte schnell zu einem steigenden Bedarf an entsprechend geschultem Fachpersonal und damit zur Entstehung einer *development anthropology* bzw. *Entwicklungsethnologie* als eigenständige ethnologische Subdisziplin (Escobar 1997:500).

2.3 Entwicklungsethnologie & Ethnologie der Entwicklung

Bereits Bronislaw Malinowski sah die Zukunft seiner Disziplin „in the very combination of practical and theoretical interest“ (1929:22). Dennoch wird „gerade in der deutschen Ethnologie seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Praxisabstinenz groß geschrieben“ (Schröder 2002:350). Zum einen möchte sich niemand mehr den Vorwurf des kolonialen Erfüllungsgehilfen gefallen lassen, zum anderen sind die ideologischen Verirrungen deutscher Fachkollegen während der NS-Zeit vorerst noch sehr präsent und blieben lange Zeit unaufgearbeitet. Hinzu kommt die berechtigte Sorge „vor dem Missbrauch ethnologischer Feldforschungsergebnisse“ (Bliss 1985:629).

Auch für Großbritannien und die U.S.A. attestiert John W. Bennett (1996:24) der *applied anthropology* einen Mangel an Prestige bei den Vertretern einer reinen, zweckfreien und wissenschaftlichen Ausrichtung des Fachs. Dennoch wird hier deutlich unbefangener mit der Thematik umgegangen und entsprechend geringer sind die Berührungsgängste in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Neben der vereinzelten „Beteiligung von Ethnologen/innen [...] bei der Planung und Implementierung von Entwicklungsprojekten“ (Bliss 2009:104f) seit den späten 1950er Jahren, wird 1976 das *Institute for Development Anthropology* in New York und ein Jahr später das *Development Anthropology Committee* in Großbritannien ins Leben gerufen (Escobar 1997:501).

In der Bundesrepublik findet zum ersten Mal 1981 auf einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGfV) offiziell eine Auseinandersetzung mit der Entwicklungsproblematik statt. Weitere vier Jahre später beginnt mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie (AGEE) eine erste Praxisorientierung in der deutschen Ethnologie (vgl. Bliss 2009, Prochnov 1996). Der Zeitpunkt ist günstig gewählt, da sich mit den bereits erwähnten Umbrüchen in den internationalen Entwick-

lungsorganisationen gerade ein weites Betätigungsfeld für Entwicklungsethnolog/innen öffnet. Aufgrund ihrer besonderen Fähigkeiten sind sie „increasingly welcome partners in project design and implementation“ (Escobar 1997:500f) und Cernea verspricht sich durch ihre Beteiligung bei der Weltbank eine „development with larger gains and fewer pains“ (1996:10).

Durch den stetig steigenden Bedarf an ethnologisch geschultem Fachpersonal etabliert sich Entwicklungsethnologie im Laufe der 1980er Jahre als

„ein Teilbereich der Ethnologie [...], der sich mit der Anwendung ethnologischer Forschungsrichtungen, Theorien, Methoden und Inhalte auf entwicklungspolitische Phänomene und Fragestellungen beschäftigt“ (Kievelitz 1988:381).

Entwicklungsethnolog/innen setzen sich mit ihrem wachsenden Einfluss in den nationalen und internationalen Entwicklungsinstitutionen für die „Formulierung von Alternativen für gängige Entwicklungsstrategien“ ein (AGEE 1992) und definieren Entwicklung

„als die Verbesserung der Situation von Menschen *gemäß ihrer eigenen Kriterien und Ziele*, solange diese andere nicht schädigen und vor dem Hintergrund einer gemeinsamen globalen Verantwortung. Das Streben nach sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit (im Sinne auch von Verantwortung für öffentliche Güter) stellt dabei eine logische Konsequenz aus diesem Entwicklungsbegriff dar“ [meine Hervorhebung] (AGEE 2013:8).

Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal gegenüber der UNDP Definition aus Kapitel 2.1 ist die *emische Perspektive*, die hier einen zentralen Stellenwert einnimmt und in nahezu identischer Formulierung bereits seit 1989 von der AGEE vertreten wird (vgl. Bliss 1996:240). Zwölf Jahre später ist sie auch aufgrund des nicht zu unterschätzenden entwicklungsethnologischen Einflusses (Schönhut 2005:XIX) essenzieller Bestandteil in allen aktuelleren UNDP-Reports ab 2001 (Alkire 2010:13). Damit hat die Entwicklungsethnologie einen nennenswerten Anteil an der Neuausrichtung der internationalen EZ und insbesondere an dem Aufstieg von Partizipation zu einem ihrer wichtigsten Schlüsselkriterien (vgl. Bliss 2009:110).

Entwicklungsethnolog/innen bemühen sich vor allem darum, die armen und benachteiligten Bevölkerungsgruppen mit Hilfe von Partizipation frühzeitig an der Gestaltung ihrer eigenen Entwicklung zu beteiligen, um ihnen so eine Stimme und ein Mitspracherecht bei der Ausarbeitung und Umsetzung der Entwicklungsprojekte zu geben. Ihr Ziel ist eine bessere, effektivere, gerechtere und an den Bedürfnissen der ärmsten Bevölkerungsschichten ausgerichtete Entwicklung.

Demgegenüber befassen sich Forschungen aus dem Bereich der *Ethnologie der Entwicklung* mit der Frage, was überhaupt passiert, wenn westliche Entwicklungsexperten ins Feld ziehen, um die Empfänger von Entwicklungshilfe zu unterstützen. Ihr Untersuchungsgegenstand ist eben jener Prozess der geplanten gesellschaftlichen Entwicklung,

der im Rahmen von Entwicklungszusammenarbeit stattfindet. Diesbezügliche Arbeiten von Arturo Escobar (1997), Richard Rottenburg (2002) oder Eva Spies (2009) decken inhärente Widersprüche sowohl innerhalb der Entwicklungsidee an sich, als auch in der partizipativen Herangehensweise auf.

Bevor diese Widersprüche partizipativer Entwicklung im vierten und fünften Teil dieser Arbeit näher erläutert werden, stellt sich zunächst einmal die Frage, was mit Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit überhaupt gemeint ist.

2.4 Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit

Partizipation ist in den vergangenen 30 Jahren zu *dem* Schlüsselkriterium in der EZ avanciert. Der Begriff ist aufgrund seines inflationären Gebrauchs jedoch sehr schwammig und steht heute für eine Vielzahl, teils konträrer Konzepte. Vom lateinischen Wort *particeps*: Anteil habend, beteiligt bei, teilnehmend an (Georges et al. 2013:3512) abgeleitet, ist er in Form der hierzulande häufig synonym gebrauchten „Bürgerbeteiligung elementarer, ja geradezu konstituierender Bestandteil einer Demokratie“ (Bliss/Neumann 2007:21).

Wegbereitend für den Aufstieg zum zentralen Paradigma in der Entwicklungszusammenarbeit war vor allem die in Kapitel 2.1 skizzierte Neuausrichtung der internationalen Geberorganisationen (vgl. Kievelitz 1988:69), sowie die Akzeptanz der emischen Perspektive als gültige Weltanschauung. Namhafte Kritiker der alten *Top-down*-Entwicklungsstrategien, die diesen Erneuerungsprozess maßgeblich mitgestaltet haben, sind Robert Chambers (1991) und Michael Cernea (1991), der erste Vertreter einer *applied anthropology* in der Weltbank. Sie sehen in Partizipation eine der wichtigsten Voraussetzungen für nachhaltig erfolgreiche Entwicklungsprojekte.

In erster Linie geht es darum, die Effektivität dieser häufig scheiternden und daher viel kritisierten Projekte zu steigern. So werden sie nicht mehr einfach nur nach westlichen Vorstellungen am Reißbrett entworfen, sondern insbesondere auch die bisher eher marginalisierten (armen) Empfänger von Anfang an bei Projektplanung und -design mitbeteiligt. Sie erhalten die Möglichkeit, zu *partizipieren*. Wenn auch nicht direkt, so doch zumindest in Form spezieller partizipativer Erhebungsmethoden wie *Rapid Rural Appraisal* (RRA) und später *Participatory Rural Appraisal* (PRA) (vgl. Kapitel 3.1). Im Idealfall soll so, noch bevor große Geldsummen auf dem Spiel stehen, durch die Erhebung lokalen „Expertenwissens“ sichergestellt werden, dass die Entwicklungsprojekte

an die Bedürfnisse und kulturellen Besonderheiten der lokalen Bevölkerung angepasst sind.

In den 1980er Jahren geschieht dies noch bevorzugt anhand eines rein extraktiven RRAs, bei dem ausländische Spezialisten die relevanten Informationen vor Ort erheben. In den 90ern setzt sich der PRA-Ansatz zunehmend als dominante Erhebungsmethode durch, wobei die Daten nicht mehr von Außenstehenden, sondern von der lokalen Bevölkerung, den *beneficiaries* des zukünftigen Projekts, selbst erhoben werden (vgl. Chambers 1994). Die „Entwicklungshelfer“ begleiten diesen Prozess nur noch als gleichwertige Partner.

Damit stehen nun, zumindest rhetorisch, alle Beteiligten auf einer Stufe. Entsprechend spricht man heute von *Stakeholdern* und nicht mehr von Gebern und Empfängern, von *Entwicklungszusammenarbeit* statt von Entwicklungshilfe und von *Partnerländern* anstelle von Entwicklungsländern. Allerdings birgt diese Rhetorik die Gefahr, weiterhin bestehende Machtasymmetrien schlicht zu verschleiern statt sie zu überwinden oder aufzubrechen (Taylor 2001). Diese Diskrepanz zwischen partizipativer Rhetorik und fortbestehender Machtasymmetrie kann in der Praxis jedoch zu kaum lösbaren Widersprüchen und erheblichen Problemen bei der Umsetzung der Projekte führen (siehe dazu Kapitel 4.4 und 5.4; vgl. Rottenburg 2002, Spies 2009).

Ebenfalls eng mit dem Partizipationskonzept verbunden, sind die Begriffe *Empowerment* und *Ownership* (BMZ:2011b). *Empowerment* beschreibt die oben skizzierte Heraufstufung der nun als Partner bezeichneten Empfänger auf die Ebene der westlichen Entwicklungsexperten und die mit Partizipation einhergehende Steigerung von Selbstbestimmtheit und Eigenverantwortung. *Ownership* verleiht der Prämisse Ausdruck, dass sie (die Empfänger) sich das Projekt durch aktive Beteiligung auf möglichst allen Ebenen (Planung, Design, Implementierung, Evaluierung) aneignen und es zu ihrem *Eigenen* machen, um so den Fortbestand auch nach Ende der Fremdfinanzierung im eigenen Interesse sicherzustellen. Je „hochwertiger“ die Partizipation, desto wahrscheinlicher der nachhaltige Erfolg des Entwicklungsprojekts.

Petra Palm (2000:14f.) unterscheidet dabei die folgenden vier Qualitätsstufen:

Stufe 1 – Information:	Alle Beteiligten werden über geplante oder laufende Aktivitäten informiert
Stufe 2 – Konsultation:	Die Beteiligten können ihre Meinung äußern, und ihre Ratgebung ist gefragt
Stufe 3 – Entscheidung:	Die Beteiligten haben ein Mitentscheidungsrecht über den geplanten Prozessverlauf

Stufe 4 – Eigeninitiative: Die lokale Bevölkerung wird selbst aktiv und entwickelt und bestimmt den Projektverlauf nach eigenen Vorstellungen.

Partizipation wurde als Entwicklungsziel im Sinne von *Empowerment* bzw. unter dem Stichwort *Good Governance* im oben erwähnten demokratischen Verständnis schon in den 1980er Jahren diskutiert (Spies 2009:66). Dennoch zeigt dieses ursprünglich von BMZ (1999:7) und GTZ (1999:81) entwickelte Stufenmodell beispielhaft, dass Partizipation in der Praxis auch noch in jüngster Vergangenheit weniger als Ziel von Entwicklung, sondern vielmehr als Mittel zum Zweck und als Methode zur Datenerhebung verstanden wird (vgl. GTZ 2007:47).

Demgegenüber betont die AGEE:

„Partizipation sollte nicht nur als eine Methode verstanden werden, sondern als Voraussetzung zur Selbstermächtigung (empowerment) Unterprivilegierter, ein wichtiges Ziel entwicklungspolitischer Tätigkeit. Partizipation beinhaltet, dass Menschen ihre Entwicklungsziele selbst formulieren und an ihrer Realisierung maßgeblich beteiligt sind. Damit bedeutet Partizipation auch [...] ein Infragestellen von Machtverhältnissen.“ (AGEE 2013:8)

Somit unterscheidet sich der Partizipationsbegriff der AGEE von dem des BMZ, das Partizipation sehr schwammig als ein „wichtiges Gestaltungsprinzip der EZ“ definiert, welches aus der Natur der Sache heraus, quasi automatisch zu *Empowerment* bei der Zielgruppe führen würde (vgl. BMZ 2011b).

Es wird also deutlich, dass, ähnlich wie beim Entwicklungsbegriff, keinesfalls Einigkeit darüber besteht, was genau unter Partizipation zu verstehen ist und erst recht nicht, wie eine adäquate Umsetzung in der Praxis auszusehen hat.

So unterschiedlich die Auffassungen einerseits auch sein mögen, so uneingeschränkt sind andererseits die Bekenntnisse zu Partizipation als zentralem Schlüsselkriterium. Kaum einer der nationalen und internationalen Akteure setzt sich ernsthaft mit den weiter oben aufgezeigten Widersprüchen partizipativer Rhetorik auseinander. So betont die AGEE in der obigen Definition zwar die Bedeutung von Partizipation als Macht infrage stellendes Mittel, übersieht dabei aber offensichtlich, dass Entwicklungszusammenarbeit das Machtverhältnis zwischen Gebern und Nehmern niemals in Frage stellen kann, ohne sich selbst in Frage zu stellen. Es entsteht der Eindruck, EZ spiele sich in einem machtfreien Vakuum ab, in dem tatsächlich nur gleichberechtigte Partner an ihrem gemeinsamen Projekt gesellschaftlicher Entwicklung partizipieren.

Das dem nicht so ist, wird im vierten und fünften Teil dieser Arbeit deutlich werden.

3. Methoden partizipativer Ansätze in der EZ

3.1 RRA / PRA: Ursprung und Begriffsklärung

Als sich Mitte der 70er Jahre zusammen mit dem in Kapitel 2.2 skizzierten Strategiewechsel bei der Weltbank die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass Entwicklungszusammenarbeit nur erfolgreich sein kann, wenn die sogenannten soziokulturellen Faktoren genauere Beachtung finden, stieg damit auch der Bedarf an weniger technokratischen Erhebungsmethoden, die diese Faktoren besser erfassen können. Die bisherigen konventionellen Methoden lieferten zwar relativ genaue Daten und Durchschnittswerte, konnten die soziale Komplexität und Vielfalt kultureller Lebenswelten aber nur ungenügend erfassen. Ein weiterer entscheidender Nachteil bestand in dem enormen personellen, finanziellen und zeitlichen Aufwand, den diese breit angelegten *baseline surveys* erforderten. Bis die Daten dann nach Monaten zur Verfügung standen, waren Entscheidungen in den unter Zeitdruck stehenden Projekten oft schon getroffen worden, ohne dass die neuen Erkenntnisse hätten berücksichtigt werden können (vgl. Schönhuth 2005:36). Weniger aufwändige Kurzzeitstudien konnten zwar schneller und günstiger Daten liefern, gerieten aber aufgrund der wenig verlässlichen Ergebnisse mehr und mehr als „ländlicher Entwicklungstourismus“ in Verruf (vgl. Chambers 1996:79).

Die Suche nach zeit- und kostengünstigen Alternativen, die gleichzeitig eine ausreichende Genauigkeit und soziokulturelle Sensibilität gewährleisten konnten, führte Ende der 70er zur Entwicklung des *Rapid Rural Appraisal* (RRA). Dieser sozialwissenschaftliche Analyse- und Planungsansatz umfasst eine Sammlung verschiedenster Instrumente und Methoden⁵ mit deren Hilfe

„ein multidisziplinäres Team vor Ort und unter Einbeziehung des Wissens der lokalen Bevölkerung in kurzer Zeit handlungsrelevante Informationen und Hypothesen über ländliches Leben und ländliche Ressourcen sammelt. [...] Entscheidend ist, dass die Sicht der Betroffenen im Mittelpunkt steht und nur so weit geforscht und analysiert wird, wie es zum Erkennen der Bedürfnisse oder gemeinsam mit der Bevölkerung geplanter Strategien und Aktivitäten notwendig ist. [...] Nicht Objektivität der Daten, sondern das Zusammenfügen der einzelnen Sichtweisen zu einem stimmigen Gesamtbild ist das Ziel der meist ein- bis zweiwöchigen Feldaufenthalte.“ [meine Hervorhebung] (Schönhuth 2005:37)

Im Gegensatz zu konventionellen Ansätzen wird das „Expertenwissen“ der Betroffenen hier bereits anerkannt, bzw. steht sogar explizit im Mittelpunkt der Untersuchung. Die gewonnenen Erkenntnisse gehen jedoch aufgrund der rein extraktiven Herangehenswei-

⁵ Für eine Ausführlichere Beschreibung gängiger RRA/PRA-Methoden vgl. Schönhuth/Kievelitz (1993). Hintergründe und Kernelemente von RRA/PRA vgl. Chambers (1994a; 1994b; 1994c)

se in den Besitz der Entwicklungsexperten über und kommen den Urhebern, wenn überhaupt, nur im Rahmen verbesserter Projekte zugute.

Im Zuge des *participatory turn* (vgl. Kapitel 2.2) soll dieses Dilemma behoben werden, indem der Ansatz Anfang der 1990er um eine partizipative Komponente erweitert wird. Im Unterschied zum RRA, soll die Zielgruppe bei einem *Participatory Rural Appraisal* (PRA) selber dazu befähigt werden, ihre Situation zu analysieren und mögliche Handlungsstrategien zu erarbeiten. Da PRA-Methoden mittlerweile auch im urbanen Raum sowie in sektorübergreifenden Projekten und bei der *Finanziellen Zusammenarbeit* Verwendung finden, ist der Begriff *rural* irreführend, weshalb manchmal auch von *Participatory Learning and Action* (PLA) gesprochen wird (Chambers 1996:74). Robert Chambers, „der große ‚Erfinder‘ partizipativer Methoden“ (Spies 2009:66), definiert PRA/PLA „as a family of approaches and methods to enable rural people to share, enhance, and analyze their knowledge of life and conditions, to plan and to act“ (1994a:953). Michael Schönhuth beschreibt ihn als

„einen Weg, lokalen (städtischen und ländlichen) Gruppen zu ermöglichen, ihre Lebensbedingungen in einem gemeinsamen Prozess zu analysieren, dessen Ergebnisse miteinander zu diskutieren und Aktivitäten mit oder ohne Hilfestellung von außen zu planen. Die externen Fachkräfte stoßen diesen Prozess nur noch an und begleiten und unterstützen ihn in dem Maße, wie dies von den Gruppen gewünscht wird und wie es von ihrem eigenen Verhandlungsspielraum her vertretbar ist. Auftretende Interessenkonflikte müssen dabei offengelegt und ausgehandelt werden.“ (Schönhuth 2005:38)

Das Kernelement dieses Ansatzes ist ein neues Rollenverständnis. Die externen Experten kommen nicht, um zu beraten, sondern um von den lokalen „Experten“ zu lernen und mit ihnen gemeinsam Entwicklungsstrategien zu erarbeiten. Dabei wird dem lokalen Wissen in diesem Kontext eine höhere Validität zugebilligt, als der externen (wissenschaftlichen) Perspektive. Chambers fasst diese Prämisse folgendermaßen zusammen: „Recognising ‚us‘ and our confidence in our knowledge as much of the problem, and ‚them‘ and their knowledge as much of the solution“ (1996:78). Der Erfolg der Maßnahme ist damit in hohem Maße von dem Verhalten und der Einstellung des PRA-Teams abhängig. „Outsiders have to step off their pedestals, sit down, ‘hand over the stick,’ and listen and learn. Such behavior conflicts with much normal professional conditioning and self-esteem“ (1994c:1438). Die Bereitschaft, offen für eine Weltanschauung zu sein, die dem eigenen wissenschaftlichen Verständnis widerspricht, wird also vorausgesetzt, um zu verhindern, dass die Ergebnisse durch die eigene Voreingenommenheit verfälscht werden. Dass diese Sorge durchaus berechtigt ist, zeigen die vielen Fälle, in denen zum Beispiel traditionelles medizinisches, landwirtschaftliches oder fi-

schereiwirtschaftliches Wissen einfach ignoriert wurde. Durch den massiven, wissenschaftlich begründeten Einsatz von Antibiotika, Pestiziden oder Gift konnten in diesen Fällen schwerwiegende Probleme überhaupt erst entstehen (vgl. Erler 1985). Eine gewisse Skepsis gegenüber dem eigenen „Wissen“ ist also durchaus angebracht.

Das Problem ist nur, dass die gesamte EZ auf Entwicklungstheorie und damit letztlich auf Wissenschaft beruht. Wie Chambers mit der oben bereits zitierten Aussage „recognising ‚us‘ and our confidence in our knowledge as much of the problem“ (1996:78) selbst implizit feststellt, widerspricht das Konzept von PRA diesem wissenschaftlichen Verständnis, wodurch ein kaum aufzulösendes Dilemma entsteht. Es bleibt die Frage, inwieweit ein Ansatz, der sich einerseits auf wissenschaftliche Erkenntnisse beruft, andererseits aber „our confidence in our knowledge“ als Problem sieht, überhaupt in sich schlüssig sein kann (vgl. Kapitel 6.).

3.2 Das Verhältnis partizipativer Ansätze zur Entwicklungsethnologie

Obwohl die klassische Ethnologie wohl kaum dafür bekannt ist, die Lebensbedingungen fremder Kulturen verändern oder gar modernisieren zu wollen, sondern diese im Gegenteil häufig eher zu bewahren versucht, hatten und haben Ethnolog/innen und ethnologische Überzeugungen, wie z. B. die Bedeutung der emischen Perspektive oder ethnologische Forschungsmethoden, wie die *Teilnehmende Beobachtung*, erheblichen Einfluss auf die Entwicklung und die Prämissen vieler der Methoden, die unter dem Label PRA/PLA zusammengefasst werden (vgl. Chambers 1994a:995). So ist die PRA-Methode *Rapid Ethnographic Assessment* (REA) (vgl. Bentley et al. 1988) beispielsweise eng mit ethnographischer Feldforschung verwandt. Beide Methoden dienen der möglichst zuverlässigen Erhebung kulturspezifischer Daten und Informationen. Wesentliche Unterschiede gibt es am ehesten bei der Zielsetzung und dem zur Verfügung stehenden Zeitrahmen. Für ein REA stehen aufgrund der engen Zeitpläne in der „jet-set consultancy world“ (Richards 1995:14) meist nur wenige Wochen zur Verfügung. Es wird aber auch nur bezüglich einer ganz bestimmten, eng eingegrenzten Fragestellung nach dem Prinzip der „*Angepassten Ungenauigkeit*“ [sic] und „*optimalen Ignoranz*“ [Hervorhebung im Original] (Schönhuth 2005:48) geforscht. Bei der ethnographischen Feldforschung steht hingegen der Erkenntnisgewinn und damit eine möglichst detaillierte, exakte und dichte Beschreibung mit einem, oft viele Monate bis Jahre dauernden Feldaufenthalt im Vordergrund. Während Ethnolog/innen jedoch meist alleine forschen, wird eine partizipative Erhebung im Entwicklungskontext in der Regel durch ein multi-

disziplinäres Team durchgeführt, bei dem sich die Wissenschaftler der verschiedenen Disziplinen ergänzen und die erhobenen Daten idealerweise einer mehrfachen Gegenkontrolle unterzogen werden können (vgl. Kapitel 5.3).

Neben den oben bereits aufgeführten Punkten nennt Robert Chambers als einige weitere der vielen ethnologischen Parallelen zu PRA/PLA:

- the idea of field learning as flexible art rather than rigid science;
- the value of field residence, unhurried participant-observation, and conversations;
- the importance of attitudes, behavior and rapport;
- the emic-etic distinction;
- the validity of indigenous technical knowledge. (1994a:995)

Obwohl der ethnologische Einfluss kaum zu übersehen ist und es sich durchaus um ein wechselseitiges Verhältnis handelt, da partizipative Methoden in der Ethnologie auch unabhängig von projektbezogener Forschung Anwendung finden (vgl. Schönhuth 2005:49f), wurde der Ansatz selbst jedoch maßgeblich von anderen Disziplinen entwickelt und „die massivsten Vorbehalte an einer unreflektierten Form der Praxis kommen ausgerechnet von Ethnologinnen und Ethnologen“ (ebd.:50), das heißt, aus der Ethnologie der Entwicklung:

„Producing a report on the final day of a ten-day mission, with coverage of social as well as economic factors, may be the reality of the jet-set consultancy world, but forcing social scientists to work like economists and accountants is part of the problem, not part of the solution!“ (Richards 1995:14)

Damit erklärt sich auch das nicht immer ganz unproblematische Verhältnis zwischen Entwicklungsethnologie und akademischer Ethnologie, bzw. der Ethnologie der Entwicklung.

4. Kritische Analyse partizipativer Entwicklungspraxis

4.1 Vorbemerkungen

Bereits 1995, als sich Partizipation und partizipative Methoden in der EZ gerade auf breiter Front durchgesetzt hatten, konstatierten Guijt und Cornwall in der Einleitung der damals im siebten Jahrgang erschienenen PLA Notes, dem wichtigsten Sprachrohr der PRA/PLA Vertreter:

„We have come full circle. PRA started as a critical response to the inadequacy of existing research and planning processes. Yet many of the concerns discussed here focus precisely on the inadequacy of local participation in the process. At its worst, the label ‚PRA‘ has been used to describe forms of development that are little more than thinly veiled manipulation.“ (Guijt/ Cornwall 1995:7)

Die Kritik, die in dieser Sonderausgabe ‚*Critical Reflections from Practice*‘ der PLA Notes, aber auch in zahlreichen weiteren Publikationen (vgl. u.a. Bliss/Neumann 2007, Cooke/ Kothari 2001, Mosse 1994) geäußert wird, lässt sich ähnlich der Kritik bezüglich EZ als Ganzes (vgl. Kapitel 2.1) grob in zwei Kategorien unterteilen:

Auf der einen Seite befinden sich die eher moderaten Vertreter, die vor allem die falsche, unreflektierte oder missbräuchliche Anwendung der Methoden kritisieren, diese aber vielfach selbst in der Praxis anwenden und sie entsprechend keinesfalls grundsätzlich ablehnen, sondern vielmehr für einen (selbst)kritischen Umgang mit selbigen plädieren. Dieser Kategorie lassen sich auch die Kritiker aus den Reihen der Entwicklungsethnologie zuordnen.

Auf der andern Seite stehen die Kritiker aus dem Feld der Ethnologie der Entwicklung. Sie sehen in Partizipation, zumindest in der Form, in der sie heute in der EZ umgesetzt wird, ein Instrument zur Manipulation sowieso schon benachteiligter Gruppen, sowie zur Verschleierung und damit Aufrechterhaltung bestehender Machtstrukturen und hinterfragen das Konzept somit grundlegend. Hierzu zählen auch die Untersuchungen von Richard Rottenburg (2002) und Eva Spies (2009).

Eine Sonderrolle übernehmen die, in einem Exkurs in Kapitel 4.3, kurz dargelegten Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie, die trotz ihrer Relevanz für partizipative Verfahrensweisen im entwicklungspolitischen Diskurs bisher weitestgehend ignoriert wurden.

Diese Einteilung ist natürlich sehr schematisch und in der Realität lassen sich die Positionen nicht immer so klar trennen. So fordern selbst die schärfsten Kritiker keinesfalls „Partizipation als Instrument der ‚Tyrannei‘ und Verschleierung von Machtverhältnissen aus der EZ zu verbannen“ (Bliss/Neumann 2007:51), sondern lediglich eine ehrliche und ergebnisoffene Auseinandersetzung mit Untersuchungen, die recht eindrucksvoll belegen, dass es falsch wäre, davon auszugehen, Partizipation führe automatisch zu einer besseren EZ und zum *Empowerment* marginalisierter Gruppen (vgl. Cooke 2001, Henkel/Stirrat 2001).

Da der Umfang dieser Arbeit nur einen kurzen Einblick in die Thematik erlaubt, ist eine Gegenüberstellung der hier in den folgenden drei Kapiteln vereinfacht dargestellten Positionen anhand einiger ausgewählter Beispiele dennoch sinnvoll.

4.2 Fachinterne Kritik

Einer der am häufigsten, auch von Vertretern des PRA/PLA-Ansatzes selbst kritisierten Punkte ist der Umstand, dass partizipative Erhebungen in die häufig knapp bemessenen Zeitpläne von Entwicklungsprojekten „hineingezwängt“ und damit die Fehler der Vergangenheit, sprich „rushing, rapid and wrong again“ (Chambers 1996:80), wiederholt werden.

Mit der Etablierung von Partizipation als einem der wichtigsten Schlüsselkriterien in der EZ, sehen sich viele Regierungs- wie auch Nichtregierungsorganisationen (NGOs) spätestens ab den 1990er Jahren dazu gezwungen, ihre Programme entsprechend zu überarbeiten und ein eigenes Partizipationskonzept vorzulegen. Oft genug geschieht dies nicht aus eigener Überzeugung, sondern weil es mittlerweile schlichtweg vorausgesetzt wird, um bei der Vergabe von Geldern nicht leer auszugehen. Anstatt wirklich grundlegende Veränderungen in der EZ dahingehend zu bewirken, dass die Empfänger maßgeblich an der Planung und den Entscheidungsprozessen *partizipieren*, sprich „putting the last first“, entsprechend Robert Chambers (1983) ursprünglicher Vision, wurde das Konzept von den westlichen Entwicklungsinstitutionen und -organisationen adaptiert, an die bestehenden Prozesse angepasst und integriert (vgl. Richards 1995:14, Kapitel 3.2).

Frank Bliss, einer der aktivsten deutschen Entwicklungsethnologen, hat dem BMZ dieses Vorgehen bereits 1992 als „planerischen Abkürzungsweg“ vorgeworfen (1992:30f) und stellt in einer etwas ausführlicheren Kritik 2007 fest: „Partizipation lässt sich nur schwer mit Verwaltungsbürokratien und dem Instrument Projekt in Einklang bringen“ (2007:46). Anstatt die EZ zu reformieren, wurde also vielmehr die ursprüngliche Idee partizipativer Entwicklung bürokratisiert.

Um Partizipation zu erreichen und im Rahmen des EZ-Projektalltags in die Praxis zu übersetzen, finden zwangsläufig gerade solche Methoden eine weite Verbreitung, die sich gut in die engen Zeitpläne und die bestehende Entwicklungsbürokratie integrieren lassen. Diese „bürokratisch angepasste“ PRA-Toolbox umfasst mittlerweile eine schier unüberschaubar große Zahl an Methoden, die ständig überarbeitet und um neue ergänzt werden. Daraus resultiert die in der EZ weit verbreitete Vorstellung, für jedes Problem gäbe es eine passende „PRA-Lösung“. PRA ist aber keinesfalls „kulturneutral“, sondern basiert unter anderem auf der Prämisse, dass Konflikte wie auch Entscheidungsfindungsprozesse öffentlich ausgetragen werden und ist daher „oft blind gegenüber den [bereits] vorhandenen gesellschaftlichen Entscheidungsfindungsprozessen und kulturel-

len Kommunikationsmustern“, wenn diese eben nicht im öffentlichen Raum stattfinden (Bliss/Neumann 2007:41). Eine Auseinandersetzung mit dieser Frage „scheint regelrecht tabuisiert zu werden, da sie den Universalitätsanspruch des Ansatzes in Frage“ stellen würde (Schönhuth 2005:55).

Da es bei partizipativen Verfahren, wie in Kapitel 3.1 beschrieben, in der Regel um die Erhebung lokalen Wissens geht, müssen die Erhebungsmethoden eigentlich gewährleisten, dass dieses Wissen akkurat erfasst wird. Wissen ist jedoch immer in gesellschaftliche und kulturelle Zusammenhänge eingebunden (vgl. Bliss/Neumann 2007:43) und abhängig von sozialer Interaktion:

„By not recognizing that knowledge is produced out of power relations in society and through practitioners' acceptance of 'local knowledge' as some kind of objective truth, participatory methodologies are in danger of reifying these inequalities and of affirming the agenda of elites and other more powerful actors“ (Kothari 2001:145).

Weil Wissen „nicht in einem kulturellen, ökonomischen oder politischen Vakuum“ (Bliss/Neumann 2007:43) existiert, macht es laut David Mosse in der Praxis auch wenig Sinn, zwischen Insider- und Outsiderwissen zu unterscheiden:

„Clearly needs are socially constructed and 'local knowledge' shaped both by locally dominant groups and by project interests. 'Insider' and 'outsider' are inseparable in what would more correctly be referred to as 'planning knowledge' rather than 'people's knowledge'. Arguably, through participatory learning, it is farmers who acquire new 'planning knowledge' and learn how to manipulate it, rather than professionals who acquire local perspectives“ (2001:21)

Damit erklärt sich auch, warum bei vermeintlich ergebnisoffenen Erhebungen häufig genau das als „*local need*“ präsentiert wird, was von der entsprechenden Organisation realistischerweise erwartet werden kann (vgl. Cooke/Kothari 2001:8).

Einer der wesentlichen Bestandteile des PRA-Ansatzes ist seine selbstreflexive und selbstkritische Komponente. Chambers betont immer wieder, wie wichtig es ist, das eigene Verhalten und die angewandten Methoden permanent kritisch zu hinterfragen, sich eigene Fehler einzugestehen und daraus zu lernen (vgl. 1994a,b,c; 1996). Damit sind der Erfolg der Maßnahme und die Zuverlässigkeit der Daten jedoch in erheblichem Maße vom Verhalten, Auftreten und der Fähigkeit zur Selbstreflexion der PRA-Teammitglieder abhängig, die außerdem in kurzer Zeit eine vertrauensvolle und ungezwungene Beziehung zu der - kulturell meist fremden - Zielgruppe aufbauen müssen. Die hohen Anforderungen an das Personal werden allerdings häufig unterschätzt (vgl. Bliss/Neumann 2007:48) und sind selbst mit einem umfangreichen, qualitativ hochwertigen Training nur schwer zu erlernen.

Die moderaten Kritiker sprechen sich für eine Rückbesinnung auf die selbstkritische Komponente von PRA aus, um den Problemen und methodischen Mängeln zu begegnen

und fordern außerdem ein Eingeständnis, dass die Möglichkeiten des Ansatzes schlichtweg begrenzt sind. Entsprechend endet Guijt und Cornwalls zu Beginn dieses Kapitels zitierte Analyse mit folgender Feststellung:

„By describing what we do, and not claiming to do what we do not or cannot do, much of the confusion can be avoided. By reflecting critically on what we do, we can learn from our mistakes and move forward“ (1995:7).

Dem halten die Vertreter der radikaleren Positionen entgegen, dass es gerade diese selbstkritische Komponente sei, die eine ernsthaftere Auseinandersetzung mit den tieferliegenden, weniger offensichtlichen Problemfeldern partizipativer Entwicklung bisher verhindert hätte:

„Indeed, for us the time has come to ask whether the constant methodological revisionism to which some of us have contributed, has obscured the more fundamental problems within the discourse, and whether internal critiques have served to legitimize the participatory project rather than present it with a real challenge“ (Cooke/Kothari 2001:7).

4.3 Exkurs: Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie

Einige dieser Herausforderungen, denen sich Partizipation stellen muss, beschreibt Bill Cooke in seinem Beitrag *‘The Social Psychological Limits of Participation’* (2001). Dabei geht es um Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie, welche sich mit der Frage beschäftigt, inwieweit Gedanken, Gefühle und Verhalten von Individuen durch die tatsächliche, angenommene oder eingebildete Anwesenheit Anderer beeinflusst werden (vgl. Allport 1968:3). Da partizipative Erhebungen, dem Selbstverständnis des PRA-Ansatzes entsprechend, hauptsächlich in Gruppen stattfinden und zusätzlich in einem Spannungsfeld zwischen den meist ausländischen Entwicklungsexperten und der lokalen Zielgruppe, können gruppenspezifische und sozialpsychologische Prozesse einen erheblichen Einfluss darauf haben, wie Entscheidungen in diesen (PRA-)Gruppen getroffen werden.

Die vier von Cooke näher erläuterten Phänomene sind *Groupthink*, *Risky Shift*, *Abilene Paradox* und *Coercive Persuasion* (2001:106).

Groupthink, das bekannteste der vier (ebd.:112ff), beschreibt, wie es innerhalb von Gruppen durch wiederholtes gegenseitiges Bestätigen fragwürdiger Grundannahmen, aktives Ausblenden (*self-censorship*) widersprechender Fakten und einer Reihe weiterer gruppenspezifischer Prozesse zu offensichtlich falschen Entscheidungen kommen kann.

Risky Shift (ebd.:106ff) ist eine empirisch belegte Steigerung der Risikobereitschaft von Gruppenentscheidungen gegenüber Individualentscheidungen und das *Abilene Pa-*

radox (ebd.:108ff) beschreibt wie es dazu kommen kann, dass einzelne Individuen eine Entscheidung in der Gruppe befürworten, die sie in Wahrheit missbilligen, da sie davon ausgehen, dass alle Anderen sie gutheißen. So kann diese zustande kommen, selbst wenn jeder einzelne sie ablehnt, weil keiner bereit ist, seine Missbilligung kundzutun, um ein Ausgrenzungsrisiko zu vermeiden.

Coercive Persuasion (ebd.:116ff) funktioniert genau andersherum. Anstatt zu möglicherweise schlechteren oder gar falschen Entscheidungen (wie bei den drei vorherigen Beispielen) zu führen, beschreibt es ein Vorgehen, bei dem Entscheidungsprozesse durch bewusste Manipulation der Gruppendynamik auf ganz bestimmte Art und Weise beeinflusst werden, um ein Ergebnis zu erzielen, das mehr dem eigenen Interesse (z. B. eines mächtigen Teilnehmers) und somit weniger dem der Gruppe entspricht (ebd.:116).

Es soll hier keinesfalls die Behauptung aufgestellt werden, dass diese Phänomene bei partizipativen Erhebungen in jedem Fall von Relevanz sind. Gruppen sind durchaus in der Lage, gute, wenn nicht sogar bessere Lösungen zu erarbeiten, als Einzelpersonen (vgl. Shaw 1971). Diese Erkenntnisse der Sozialpsychologie lassen sich aber auch nicht einfach als vollkommen unbegründete „Verschwörung zur endgültigen Unterjochung der Armen und Benachteiligten“ (Bliss/Neumann 2007:50) beiseite wischen. Es stellt sich jedenfalls die Frage, warum diese Phänomene sowohl in der Sozialpsychologie als auch bei Forschungen bezüglich Partizipation und Management in westlichen Organisationen und Unternehmen ausgiebig behandelt werden (vgl. Cooke 2001), während sie im Entwicklungskontext nahezu unbeachtet bleiben. Kurz gesagt, „the rich get social psychology, the poor get participatory development“ (Cooke 2001:121).

4.4 Inhärente Widersprüche

Ein weiteres, weniger offensichtliches Problem partizipativer Entwicklung wird erst durch die ethnographische Analyse ihrer praktischen Umsetzung sichtbar. Dabei handelt es sich um die Folgen einiger inhärenter Widersprüche, die sich, wie das am Ende von Kapitel 3.1 bereits angedeutete Dilemma des PRA-Ansatzes, kaum auflösen lassen. Richard Rottenburg (2002) und Eva Spies (2009) beschäftigen sich in ihren umfangreichen Arbeiten aus dem Bereich der Ethnologie der Entwicklung mit eben diesen Widersprüchen und ihren teils fatalen Folgen.

Entwicklung bedeutet immer den Versuch der Angleichung bzw. Anhebung der „Unterentwickelten“ auf das Niveau der Entwickler, wobei die Andersartigkeit der Anderen Ausdruck ihrer Unterentwicklung, gleichzeitig aber auch ihrer kulturellen Identität ist.

Entwicklung heißt nun aber implizit immer auch die Überwindung der Andersartigkeit und damit indirekt auch der kulturellen Identität. Damit ist das

„partizipative Dogma [...] allerdings logisch in sich widersprüchlich, da es einerseits das Ziel formuliert, die Fremdheit der Fremden in deren Eigenschaft als ‚zu Entwickelnde‘ zu überwinden [...], andererseits aber auch fordert, diese Fremdheit per Partizipation für ebendiese Entwicklung zu nutzen. Das Fremde wird also nur insofern anerkannt, als es als prinzipiell in das Eigene integrierbar gedacht wird“ (Bierschenk, Vorwort zu Spies 2009:8).

Partizipation bedeutet aber nicht nur, die Fremdheit zu nutzen und anzuerkennen, sondern außerdem den „Unterentwickelten“ die Freiheit zu lassen, selbst zu entscheiden, wie und wohin sie sich entwickeln wollen. Gleichzeitig sind sowohl Ziel, als auch Methode durch die Entwickler bereits sehr genau vorgegeben und kaum verhandelbar. Damit befinden sich alle Beteiligten in einem unauflösbaren Dilemma, das sich laut Spies unter anderem darin ausdrückt, dass es kaum persönliche, über die Entwicklungstätigkeit hinausgehende Kontakte zwischen Entwicklungshelfern und -empfängern gibt (2009:94). Diese *Exit-* oder *Vermeidungsstrategie* kann sich jedoch schnell negativ auf die Qualität der EZ auswirken. So kommt es häufig zu Resignation bei den Mitarbeiter/innen der Entwicklungsorganisationen, wenn ihnen bewusst wird, dass der eigene hohe Anspruch, eine faire Zusammenarbeit mit gleichberechtigten Partnern zu leisten, in der Realität nicht umsetzbar ist. Statt die Entwicklung gemeinsam *partizipativ* anzugehen, ziehen sich viele auf eine möglichst neutrale „ich-mach-hier-nur-meinen-Job“-Position zurück und reduzieren die interkulturellen Kontakte auf das Nötigste. Damit wird das Lösen von Problemen aber nicht einfacher, sondern eher komplizierter und die eigentliche Idee partizipativer Entwicklung läuft Gefahr, sich selbst ad absurdum zu führen.

Im Gegensatz zu Spies, deren Forschung auf der Untersuchung zwischenmenschlicher Beziehungen beruht, analysiert Rottenburg (2002), wie die einzelnen Akteure in der EZ mit den stets präsenten, aber durch Partizipation verschleierte(n) (Macht)Strukturen konkret umgehen.

Der hier nur in aller Kürze zusammengefasste Sachverhalt wird in Kapitel 5.4 noch einmal etwas ausführlicher behandelt.

Dem Partizipationskonzept, bzw. „postkolonialen Emanzipationsnarrativ“ (ebd.:215) zufolge schreiben die westlichen Entwicklungsorganisationen den Empfängern heute nicht mehr vor, wie die zur Verfügung gestellten Mittel zu verwenden sind; vielmehr führen diese die Projekte selbst und in Eigenverantwortung in einem gleichberechtigten, partnerschaftlichen Verhältnis mit den Gebern durch (Stichwort *Ownership & Empowerment*, vgl. Kapitel 2.4). An den de facto fortbestehenden Machtverhältnissen kann

die partizipative Emanzipationsrhetorik jedoch wenig ändern und das letzte Wort hat weiterhin der Geldgeber, auch wenn er dies nicht mehr so offen zugibt. Damit besteht jedoch ein eklatanter Widerspruch zwischen der offiziellen Sprachvorgabe und der inoffiziellen Machtrealität. Solange es keine nennenswerten Interessenskonflikte gibt und alle Stakeholder an einem Strang ziehen, bleibt dieses Dilemma in der Regel unsichtbar. Kommt es jedoch zu Problemen, kann je nach Art des Problems unter Umständen nicht offen darüber geredet werden, weshalb es laut Rottenburg nötig wird, zwei unterschiedlicher Sprachcodes bzw. Handlungsscripte - offiziell und inoffiziell - zu verwenden. Dabei trägt das *O-Script* der partizipativen Emanzipationsrhetorik und das *I-Script* den realen Machtverhältnissen Rechnung. Statt die Probleme damit zu lösen, führt dieses Vorgehen hingegen häufig zu erheblichen Kommunikationsschwierigkeiten und nicht selten zum Scheitern der Projekte.

5. Fallbeispiele

5.1 Vorbemerkungen

Um die Frage zu klären, ob Partizipation in der EZ trotz der genannten Schwierigkeiten und Widersprüche zu einer besseren, effektiveren und gerechteren Entwicklung, sowie zu *Empowerment* gerade bei benachteiligten Bevölkerungsgruppen führt, folgt in diesem Teil der Arbeit ein Blick in die Praxis des Projektalltags der Entwicklungszusammenarbeit.

Die ersten beiden Beispiele sind Erfahrungsberichte von Entwicklungsethnologinnen, die bei der Umsetzung des jeweiligen Projekts selbst aktiv beteiligt waren, während das dritte Beispiel aus der Position eines „neutralen“ Beobachters analysiert wurde.

Im ersten Fall, einem Projekt zum Bau eines Bewässerungskanals, wird deutlich, wie effektiv und erfolgreich partizipative Methoden sein können, wenn sie im richtigen Kontext angewendet werden. Demgegenüber veranschaulicht das Forstprojekt aus dem zweiten Beispiel die in Kapitel 4.2 dargelegten Probleme, die durch eine falsche Anwendung der Methoden entstehen können, während das dritte Beispiel die am Ende von Kapitel 4.4 kurz zusammengefasste Untersuchung von Richard Rottenburg etwas ausführlicher erläutert.

Sein Bericht basiert auf einem Großprojekt zur Verbesserung der Wasserversorgung, welches er, nicht wie für Ethnologen in der EZ sonst üblich, als aktiv beteiligter *cultural broker*, sondern als „neutraler“ Beobachter begleitet hat, der den *Prozess der Entwicklung* einer ethnographischen Analyse unterzieht. Damit lässt sich seine Arbeit der Ethnologie der Entwicklung zuordnen und macht die teils fatalen Folgen der in Kapitel 4.4 beschriebenen Widersprüche und Dilemmata nachvollziehbar.

5.2 Staudammprojekt: Die Vorteile partizipativer Erhebungen

Die Kultur- und Sozialanthropologin Carmen Hess berichtet in einem in der Zeitschrift *Entwicklungsethnologie* (1998) erschienenen Essay von ihrer Erfahrung mit einer partizipativen Analyse- und Aktionsmethode, mit der sie das drohende Scheitern eines Projekts zum Bau eines 16 km langen Bewässerungskanals in den peruanischen Anden verhindern konnte.

Das von einem Bauingenieur betreute Projekt sollte einer kleinen Gemeinde von etwa 110 Familien die Möglichkeit geben, eine Fläche von 30 Hektar Land auch in der Trockenzeit zu bewässern, sowie die Bewässerung von weiteren 300 Hektar in der übrigen Jahreszeit zu verbessern. Die anfangs gut laufenden Bauarbeiten waren ab Kilometer 8 jedoch plötzlich ins stocken geraten und obwohl der Bauingenieur eine Reihe vermeintlicher Ursachen (schlechte Organisation des Gemeinderats, verschwundenes Werkzeug, ungerechte Auszahlung der Tagegelder, fehlende Arbeitsmoral, usw.) für die nur noch schleppend vorangehenden Arbeiten ausfindig machen konnte, blieben seine Versuche Abhilfe zu schaffen bisher erfolglos. Um der Sache auf den Grund zu gehen, bediente sich Hess der PRA-Methode *Road to Progress*⁶, mit deren Hilfe die Gemeindeglieder die Möglichkeit erhalten sollten, die Problemlage selber zu analysieren, um dann einen Aktionsplan zu erstellen.

Auf einer einberufenen Dorfversammlung teilte sie die Anwesenden in möglichst homogene Gruppen (junge Frauen, junge Männer, alte Frauen, alte Männer, Dorfautoritäten) ein, so dass jede Gruppe weitestgehend unbeeinflusst diskutieren konnte, was die wichtigsten ‚Leiden‘ beim Bau des Kanals wären. Anschließend wurden die ‚Leiden‘ durch Gegenstände symbolisiert, in die Mitte gelegt und alle Anwesenden erhielten die Gelegenheit die drei persönlich als am problematischsten empfundenen ‚Leiden‘ mit

⁶ Auf Selbsthilfensätzen wie GRAAP (Group de recherche et d'appui pour l'autopromotion paysanne) und LePSA (Learn-centered, Problem-posing, Self-discovery, Action-oriented) basierende Analyse-methode aus der landwirtschaftlichen Beratungs- und Kommunikationslehre (Hess 1998:32).

jeweils einem Stein zu markieren. Auf diese Weise kristallisierten sich vier Probleme mit deutlich erhöhter Priorität heraus: 1. Die fehlende Autorität des Gemeinderats, 2. einige Eukalyptusbäume in Kanalnähe, die gefällt werden müssten aber einem Nachbardorf gehörten, zu dem die Beziehungen nicht optimal waren, 3. die Unzufriedenheit mit einem ortsfremden Facharbeiter und 4. die ungleiche Auszahlung der Tagelöhne.

Bezüglich der Eukalyptusbäume wurde direkt im Anschluss ein Aktionsplan für das weitere Vorgehen erstellt (Verhandlungen mit dem Nachbardorf, Organisation einer Motorsäge, etc.). Für die heikle Angelegenheit mit dem Gemeinderat wurde ein neuer Versammlungstermin festgelegt, bei dem über eine Neuwahl entschieden werden sollte und die Probleme mit dem ortsfremden Facharbeiter sowie den unfairen Löhnen konnten gemeinsam mit dem Bauingenieur durch Entlassung des alten und Anstellung eines ortsansässigen Facharbeiters, sowie rückwirkenden Lohnausgleich behoben werden.

Nachdem der Gemeinderat neu gewählt worden war und eine Fällgenehmigung für die Eukalyptusbäume ausgehandelt werden konnte, waren dank des PRAs alle relevanten Probleme erfolgreich gelöst und die Bauarbeiten konnten zügig zu Ende gebracht werden.

Auch wenn es sich in diesem Fall nicht um eine groß angelegte Erhebung mit multidisziplinärem Team und mehrwöchigem Feldaufenthalt handelt, zeigt das Beispiel doch recht anschaulich, wie effektiv und wirkungsvoll PRA-Methoden sein können, wenn sie im richtigen Kontext und mit adäquaten Mitteln durchgeführt werden. Laut Hess konnte dieses gute Ergebnis allerdings vor allem deshalb erreicht werden, weil einige wesentliche kulturelle Grundvoraussetzungen wie öffentliches Austragen von Meinungsverschiedenheiten, Akzeptanz eines neutralen Vermittlers und demokratische Grundstrukturen bereits gegeben waren. So war es möglich, allgemein akzeptierte Lösungen zu erarbeiten und die latent schwelenden Konflikte mit dem Gemeinderat und dem Nachbardorf aufzulösen, statt sie zu verschlimmern.

5.3 Forstprojekt: Falsch angewendete Methoden

Von einer weniger erfreulichen Erfahrung berichtet Eva Sodeik (1998) aus dem Norden Benins. Ein dort bereits seit 1989 bestehendes Forstprojekt⁷ der deutschen EZ plante ab 1993, dem *participatory turn* entsprechend, eine neue partizipative Strategie umzusetzen, wofür sieben Pilotdörfer ausgewählt worden waren, in denen die Problemsicht und

⁷ Der Sinn und Zweck des Projekts wird in Sodeiks Bericht nicht erwähnt. Es geht jedoch vermutlich um nachhaltige Forst- und Brennholznutzung.

Lösungsansätze der lokalen Bevölkerung mittels eines speziell zugeschnittenen, auf PRA-Methoden basierenden Vorgehens erhoben werden sollten. Die Soziologin und Ethnologin Sodeik war Mitglied des multidisziplinären PRA-Teams, das neben ihr aus einem französischen und zwei Beniner Förstern, sowie einem Beniner Agro-Soziologen bestand. Nur zwei Teammitglieder hatten im Vorfeld eine kürzere PRA-Fortbildung erhalten. Die Dolmetscher und der Rest des Teams erhielten lediglich eine kleine Einführung samt „Trockenübungen“.

Für die partizipative Erhebung waren für jedes Dorf drei bis vier Tage und ein umfangreiches Programm vorgesehen, das über die Dorfgeschichte, Erstellung von Dorfkarten, nach Alter und Geschlecht getrennte Arbeitskalender, mehrere thematisch unterschiedliche Transekte, diverse Rankings, Gruppendiskussionen zu zentralen Themen wie Forstnutzung, Landrechtsproblematik, Verhältnis zu anderen (nomadisch lebenden) Volksgruppen bis hin zu weiteren je nach Bedarf angewendeten Methoden reichte.

Obwohl der PRA explizit darauf ausgerichtet war, alle Bereiche des täglichen Lebens zu umfassen, bestand von Anfang an eine starke Fokussierung auf forstspezifische Themen. Vor allem seitens der Förster, aber auch seitens der Dorfbewohner, obgleich dieser Bereich in ihrem alltäglichen Leben wohl eher eine untergeordnete Rolle spielte. Die potentielle Stärke eines PRA, auch größere, weniger offensichtliche Zusammenhänge sichtbar zu machen, ging damit verloren. Es wurde also weniger das lokale Wissen, sondern vielmehr die lokale Erwartungshaltung an das Projekt erhoben (vgl. Kapitel 5.2).

Als problematisch erwies sich außerdem die mangelnde Sensibilität seitens des PRA-Teams. So wurden häufig Suggestivfragen gestellt oder Belehrungen erteilt und allgemein sehr schematisch und unflexibel vorgegangen. Der eh schon recht knapp bemessene Zeitrahmen von drei bis vier Tagen pro Dorf wurde im weiteren Verlauf immer weiter verkürzt, wodurch es kaum noch möglich war, dorfspezifische Besonderheiten zu berücksichtigen. So ist es kaum verwunderlich, dass es bei der jeweils zum Abschluss der Erhebung nochmals einberufenen Dorfversammlung zur Präsentation und Korrektur der Ergebnisse selten zu einer ernsthaften Diskussion kam. Die Ergebnisse wurden von der Dorfgemeinschaft nicht als eigene, sondern eher als Sicht des Projekts auf das Dorf wahrgenommen. Von der Entstehung einer *Ownership* konnte also keine Rede sein.

Offensichtlich erfolgte der partizipative Strategiewechsel weniger aus eigener Überzeugung, sondern vielmehr aufgrund von internationalem Druck. Geldmittel sind seit den 1990er Jahren zunehmend an die Implementierung eines partizipativen Konzepts

gebunden. Statt eines zeitaufwändigen, qualitativ hochwertigen und teuren PRA-Trainings wurde nur eine Art „Crashkurs“ durchgeführt, der offensichtlich nicht ausreichend war, um die Teammitglieder auf diese anspruchsvolle Aufgabe vorzubereiten. Es zeigt sich, dass die hohe Anforderung an das Personal unterschätzt (vgl. Kapitel 5.2) und der PRA im Schnelldurchgang durchgeführt wurde. Kurz gesagt, rushing and wrong again. Chambers fasst dieses häufig zu beobachtende Vorgehen mit folgenden Worten treffend zusammen:

„Hurried rural visits, insensitivity to social context, and lack of commitment compound errors, and can mean that the poorest are, once again, neither seen, listened to, nor learnt from. Misleading findings then follow“ (1994c:1441).

Damit veranschaulicht das Beispiel viele der in Kapitel 5.2 dargelegten Kritikpunkte und macht deutlich, dass es sich bei PRA um einen äußerst komplexen Ansatz handelt, bei dem sehr leicht sehr viel schiefgehen kann. Eine erfolgreiche Umsetzung ist nur möglich, wenn alle Beteiligten wirklich verstehen, worauf sie sich einlassen und das nötige Wissen vorher in einem umfangreichen Training vermittelt bekommen. Ob ein solches Training in der Lage ist, das von PRA-Vertretern propagierte neue Rollenverständnis tatsächlich zu vermitteln, bleibt jedoch fraglich. Schließlich spielen dabei auch persönliche Charaktereigenschaften eine Rolle, welche sich nur schwer abtrainieren lassen.

Der Bericht stammt zwar noch aus der ersten Hälfte der 1990er Jahre und umfasst lediglich die etische Perspektive, die Probleme scheinen aber bisher kaum an Brisanz verloren zu haben (vgl. Bliss/Neumann 2007).

5.4 Modernisierung der Wasserversorgung: Die Widersprüchlichkeit der partizipativen Rhetorik

Während die beiden vorangegangenen Berichte aus der Praxis partizipativer Entwicklung einen Einblick geben, was konkret vor Ort passiert und was mit partizipativen Methoden erreicht oder eben auch nicht erreicht werden kann, befasst sich Richard Rottenburg in seiner umfassenden ethnographischen Analyse *„Weit hergeholte Fakten“* (2002) mit den weniger sichtbaren Prozessen und (Macht)Strukturen, die sich hinter den Kulissen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit abspielen.

Sein Bericht basiert auf einem Großprojekt im Bereich der Finanziellen Zusammenarbeit (FZ) zur Verbesserung der Wasserversorgung in drei Großstädten des subsaharischen Afrika, welches er im Zeitraum von Juli bis Dezember 1997 als „neutraler“ Beobachter begleitet hat. Da es ihm um die systemimmanenten Strukturen und nicht um

dieses spezielle Projekt oder gar um Schuldzuweisungen geht, wurden die Namen aller beteiligten Akteure und Handlungsorte fiktionalisiert (Rottenburg 2002:4).

Ethnologinnen und Ethnologen kommen in den allermeisten Fällen in sogenannten zielgruppennahen Projekten als *cultural broker* zum Einsatz, wo sie es mit Menschen zu tun haben, die üblicherweise wenig bis keine Möglichkeiten haben, ihre Interessen effektiv durchzusetzen. Kredite, die im Rahmen der Finanziellen Zusammenarbeit vergeben werden, fließen hingegen in der Regel direkt an staatliche Akteure, deren Vertreter nicht nur ein hohes Bildungsniveau haben, sondern auch in der Lage sind, ihrer Machtposition Nachdruck zu verleihen. Sie verstehen es, einzelne Projektvorhaben oder ganze Projekte wirksam zu blockieren, sobald sie sich in ihrem Einflussbereich bedroht sehen. Da die Kredite bei der FZ üblicherweise in Strukturanpassungsprogramme eingebunden sind (der partizipativen Rhetorik entsprechend, heute jedoch meist als *Development Policy Lending* bezeichnet) (vgl. BMZ 2008), die tiefgreifende Reformen und Machtverschiebungen vor Ort mit sich bringen, besteht gegenüber den relativ überschaubaren zielgruppennahen Projekten ein deutlich erhöhtes Konfliktpotential.

Wie mit auftretenden Konflikten umgegangen wird und was für Folgen die in Kapitel 2.4 und 4.4 skizzierten, durch partizipative Entwicklung verursachten Dilemmata und durch partizipative Rhetorik verschleierte Machtasymmetrien haben, ist Gegenstand Rottenbergs ethnographischer Analyse.

Ziel des Entwicklungskredits ist in seinem Beispiel, wie bereits erwähnt, die Modernisierung der noch aus kommunistischer Zeit stammenden städtischen Wasserwerke. Diese liefern das Wasser zwar sehr günstig, dafür aber äußerst unzuverlässig. Dem „postkolonialen Emanzipationsnarrativ“ (Rottenburg 2002:215) bzw. der Partizipationsrhetorik zufolge, werden bei der Kreditvergabe keine Bedingungen gestellt, man einigt sich vielmehr „partnerschaftlich“ auf „vernünftige“, „dem gesunden Menschenverstand“ entsprechende Konditionen. Kurz gesagt, *policy based lending*. Konkret heißt das, die Wasserwerke sollen erst einmal wirtschaftlich, sprich privatisiert werden, obwohl alle Erfahrungen aus den westlichen Industrienationen darauf hindeuten, dass die Privatisierung der Wasserversorgung nicht zu mehr, sondern zu weniger Effizienz bei gleichzeitig höheren Kosten führt (vgl. Hirschhausen et al. 2008:5). Unbeachtet bleibt außerdem die Tatsache, dass die gesetzlichen Voraussetzungen für eine derartige Privatisierung in dem Partnerland in diesem Fall (noch) gar nicht gegeben sind. Die partizipative Rhetorik verschleiert also nicht nur die weiter fortbestehenden Machtasymmetrien zwischen den „gleichberechtigten“ Partnern, sondern übergeht auch die bereits bestehenden, de-

mokratisch legitimierten Entscheidungsstrukturen vor Ort. Zwar ist es die demokratisch gewählte Regierung, die die Eckpunkte des Kredits mit der westlichen Entwicklungsbank „partizipativ“ aushandelt, die Konditionen, zu denen dieser aber schließlich gewährt wird, widersprechen jeglichem Demokratieverständnis, insofern sie die gesetzlichen Rahmenbedingungen vor Ort missachten. Der westliche Geber versucht dem Empfänger damit quasi durch die partizipativ getarnte Hintertür Bedingungen (Privatisierung) unterzuschieben, deren Umsetzung eigentlich die Zustimmung der Bevölkerung erforderlich machen würde. Diese Zustimmung wird jedoch einfach umgangen und die vorhandenen demokratisch legitimierten Entscheidungsprozesse somit durch „partizipative“ Entwicklung ein Stück weit außer Kraft gesetzt, sollte es zu einer „erfolgreichen“ Umsetzung kommen.

Bevor es soweit ist, müssen jedoch erst einmal einige nicht ganz unbedeutende Vertrauensbarrieren überwunden werden.

Entwicklungsbanken werden definitionsgemäß genau dort tätig, wo Geschäftsbanken nicht arbeiten. Die Kreditnehmer werden also nach ihrer Kreditunwürdigkeit ausgewählt, mit dem Ziel, der Kreditwürdigkeit durch die Maßnahme ein Stück näher zu kommen (vgl. Rottenburg 2002:215). So lange sich die Kreditnehmer, in unserem Falle also die städtischen Wasserwerke, aber durch Kreditunwürdigkeit auszeichnen, besteht natürlich auch kein Vertrauen, dass sie die Maßnahme in ihrer Funktion als Projektträger selbstständig und in Eigenregie zu einem erfolgreichen Abschluss bringen können. Nur durch diese Kreditunwürdigkeit haben sie sich schließlich überhaupt für den Entwicklungskredit qualifiziert. Die partizipative Emanzipationsrhetorik besagt nun aber, dass sich die Empfänger am besten selbst und in Eigenverantwortung helfen können, weshalb die naheliegende Lösung einer temporären Beaufsichtigung durch die Entwicklungsbank ausgeschlossen ist. Die Entwicklungsbank wiederum ist jedoch als Financier und staatliche Institution der heimischen Regierung Rechenschaft schuldig und muss daher einen Weg finden, dieser gerecht zu werden. Außerdem beansprucht sie inoffiziell für sich selbst, in Wirklichkeit das bessere Wissen zu haben, wie die Dinge zu regeln seien, schließlich befindet sie sich ja bereits auf einer höheren Entwicklungsstufe. Wenn sie dieses Wissen nicht hätte, bräuchte sie logischerweise auch keine Entwicklungshilfe zu leisten.

Um das Dilemma zwischen Selbstbestimmtheit und fremder Überwachung zu lösen, bringt die Bank die Figur des *Consultant* ins Spiel. Offiziell wird der Consultant zwar direkt von den Wasserwerken in ihrer Funktion als eigenverantwortliche Träger des

Projekts mit der Durchführung und Implementierung beauftragt. Inoffiziell ist es aber die Entwicklungsbank, die mehr oder weniger autonom bestimmt, wie der Consultant die Angelegenheit umzusetzen hat. So kann sie auf der einen Seite die partizipative Rhetorik wahren, auf der anderen Seite aber gleichzeitig den Consultant mit der nachdrücklichen Durchsetzung der Konditionen beauftragen. Würde sie das nicht tun, hätte sie ihre Rechenschaftspflicht vernachlässigt.

Damit dieses widersprüchliche Vorgehen nicht in völlige Handlungsunfähigkeit mündet, werden für das „Spiel“ der Entwicklungszusammenarbeit zwei Scripte benötigt. Ein offizielles und ein inoffizielles. Dem O-Script zufolge

„gelten die Empfängerländer der Entwicklungshilfe als souveräne Nationen, die ihre Geschicke selbst bestimmen. Es heißt im öffentlichen Diskurs, dass die Projektträger und die unmittelbar betroffenen Menschen eines Projekts selbst am besten wissen, was ihnen fehlt und wie sie sich helfen können. Sie sind die kompetentesten Experten ihrer eigenen Angelegenheiten. Entwicklungsexperten müssen zuerst von diesen Menschen lernen, bevor sie ihnen umgekehrt etwas beibringen können“ (ebd.:213f.).

Es geht also lediglich darum, einen Transfer von (vorgeblich) soziokulturell neutralem Wissen und Ressourcen zu ermöglichen, der die Empfänger dann in die Lage versetzt, sich selbst nach den eignen Vorstellungen zu entwickeln. Tatsächlich besteht die grundlegende Idee von Entwicklung nun aber gerade darin, dass die westlichen Industrienationen mit ihrem fortgeschrittenen Entwicklungsstand als einzige über das Wissen verfügen, wie eben diese Entwicklung zu erreichen ist. An dieser Stelle kommt das I-Script ins Spiel, dessen Aufgabe es ist, „gerade solches Wissen zu übertragen, das die grundlegenden Formen menschlichen Zusammenlebens verändern soll“ (ebd.:214) und zwar nach dem Vorbild des Westens.

Die Vorgabe der Privatisierung stellt ein derartiges „Wissen“ zur *geplanten Veränderung* der „grundlegenden Formen menschlichen Zusammenlebens“ dar. Indem dies zur einzig „vernünftigen“ Vorgehensweise erklärt wird, wird allerdings von vorneherein umgangen, zugeben zu müssen, dass es sich um eine solche *geplante Veränderung nach westlichem Vorbild* handelt. Schließlich würde das dem Prinzip der Partizipation widersprechen, wonach die Partnerländer ihre Entwicklung selbst in der Hand haben.

Die Verwendung zweier Scripte ermöglicht nun jedoch allen beteiligten Akteuren, im Bedarfsfall einen Scriptwechsel vorzunehmen, wenn sich dadurch ein Vorteil gegenüber den anderen Parteien ergibt. Als die Entwicklungsbank z. B. den Einführungsbericht stark kritisiert, den der Consultant dem O-Script zufolge gemeinsam mit dem Projektträger partizipativ erstellt hat, wechselt letzterer einfach auf das I-Script, schließt sich der Kritik der Bank an und verschiebt die Autorenschaft damit elegant auf den

Consultant. Anstatt die Probleme und immer neu entstehenden Konflikte jedoch zu lösen, steigern die ständigen Scriptwechsel das sowieso von Anfang an vorhandene Misstrauen immer weiter.

An einem zentralen Problem zeigen sich die prekären Folgen dieses Spiels besonders deutlich: Der Consultant hat die Aufgabe, aus den fehlerhaften und unvollständigen Kundenlisten der Wasserwerke eine konsistente Datenbank samt Abrechnungssoftware zu erstellen. Da dieses Vorhaben trotz enormen personellen Aufwands immer wieder scheitert, unterstellt der Financier dem Consultant, er würde die Situation ausnutzen, um höhere Gewinne zu erzielen; der Consultant dem Projektträger, er würde wahlweise das Projekt sabotieren, oder seine Inkompetenz verschleiern wollen; der Projektträger sowohl der Entwicklungsbank als auch dem Consultant, sie würden das Mantra der partizipativen Verfahrensweise nur dafür nutzen, die Verantwortung im Falle des Scheiterns auf ihn (den Projektträger) abschieben zu können.

Diese strukturell bedingte Problematik zieht sich durch die gesamte Projektimplementierung und sämtliche Versuche, die auftretenden Probleme effektiv zu lösen, scheitern letzten Endes, weil sich die durch die unehrliche partizipative Rhetorik verzerrten und durchmachteten Aushandlungsprozesse als ungeeignet erweisen. Das O-Script verdrängt nicht nur die Machtasymmetrien, sondern verleugnet auch die kulturellen Differenzen. Das I-Script beansprucht für sich, auf objektiven, kulturneutralen Fakten⁸ zu beruhen, um überhaupt eingesetzt werden zu können. Beide zusammen ermöglichen zwar, unter den gegebenen Bedingungen kommunizieren zu können, verhindern aber eine ehrliche Auseinandersetzung, die geeignet wäre, brauchbare Kompromisse zu erzielen.

Irgendwann ist die Datenbank samt Abrechnungsprogramm zwar fertig gestellt, die Situation zwischen den Akteuren aber so verfahren, dass die Entwicklungsbank die weitere Zusammenarbeit mit dem Consultant verweigert und stattdessen eine neue Consulting-Firma damit beauftragt, zunächst einmal verlässliche Daten zu erheben, eine neue Durchführbarkeitsstudie zu erstellen und damit ganz von vorne zu beginnen.

Rottenburgs Analyse zeigt, dass die in Kapitel 4.4 aufgedeckten Widersprüche partizipativer Entwicklung nicht nur theoretischer Natur sind, sondern in der Praxis durchaus zu ernsthaften Verwerfungen bis hin zum Scheitern der Projekte führen können.

⁸ Dem poststrukturalistischen Grundkonzept der Ethnologie der Entwicklung zufolge (vgl. Escobar 1997: 498), kann es diese objektiven Fakten (z. B. Privatisierung) nicht geben, da jedes Weltbild, also auch das westliche, nur im jeweiligen kulturellen Kontext Gültigkeit beanspruchen kann (Rottenburg 2002:11ff.).

6. Fazit

Führt Partizipation nun tatsächlich, wie von Befürwortern behauptet, zu einer besseren, effektiveren und gerechteren Entwicklungszusammenarbeit, oder handelt es sich vielmehr um ein Herrschaftsinstrument, das zusammen mit dem Konzept von Entwicklung und Unterentwicklung in Wahrheit der Verschleierung und damit letztlich der Aufrechterhaltung des existierenden globalen Machtungleichgewichts zwischen den Industrienationen des Nordens und den Entwicklungsländern des Südens dient?

Um diese Frage beantworten zu können, wurden am Anfang dieser Arbeit zunächst die relevanten Begrifflichkeiten geklärt und in ihren historischen Kontext eingeordnet. Dabei ist deutlich geworden, dass weder ein klares, allgemeingültiges Verständnis von Entwicklung existiert, noch Einigkeit darüber besteht, ob Partizipation nur ein Mittel zum Zweck oder auch das Ziel von Entwicklung sein kann. Dennoch bekennen sich alle bedeutenden Akteure der nationalen und internationalen Entwicklungszusammenarbeit nahezu ausnahmslos zur Partizipation als zentralem Schlüsselkriterium, mit dem die universale Idee der Entwicklung an den jeweiligen kulturellen Kontext angepasst und somit relativiert werden soll. Auf diese Weise soll der Entwicklungsprozess gerechter werden und vor allem den ärmsten Bevölkerungsschichten zugute kommen. Gemeinsam mit den Entwicklungsexperten aus dem Norden entwerfen die Empfänger, so die Theorie, ihre eigene, kulturell angepasste Entwicklung. Die Entwicklungsethnologie übernimmt in diesem „Spiel“ die Rolle des *cultural brokers*, des Dolmetschers, der zwischen den verschiedenen Welten übersetzt und diesen Relativierungs- und Anpassungsprozess damit möglich macht. Gleichzeitig beobachtet die Ethnologie der Entwicklung das Geschehen quasi vom Spielfeldrand, während sie es ethnographisch analysiert und dabei diverse inhärente Widersprüche aufdeckt.

Bevor diese Widersprüche im vierten Teil der Arbeit näher beleuchtet wurden, folgte im dritten Teil ein Blick auf die Methoden, mit denen partizipative Entwicklung in der Praxis umgesetzt wird. Diese stellen ohne Zweifel einen deutlichen Fortschritt gegenüber früheren Herangehensweisen dar, da sie lokales Wissen nicht mehr als Störfaktor, sondern als wertvolle Bereicherung begreifen.

Aber auch hier zeigten sich inhärente Widersprüche. Chambers, der „Erfinder“ des PRA-Ansatzes, sieht in „us’ and our confidence in our knowledge“ ein Problem und nicht die Lösung der Entwicklungsfrage. EZ macht aber nur Sinn, wenn die Akteure

von der Gültigkeit der eigenen Lösungsansätze überzeugt sind und hierzu auch offen stehen. Sonst folgt schnell die Verstrickung in eine partizipative Rhetorik, die zwar schön klingt aber kaum umzusetzen ist.

Welche Folgen diese widersprüchliche Rhetorik in der Entwicklungspraxis haben kann wurde in Kapitel 4.4 und insbesondere im letzten Fallbeispiel (Kapitel 5.4) deutlich. Statt EZ effektiver zu machen kann das Partizipationskonzept aufgrund der inhärenten Widersprüche zu erheblichen Problemen bei der Umsetzung der Projekte führen. Die Untersuchungen von Eva Spies und Richard Rottenburg zeigen dies sehr anschaulich.

Partizipation aus der EZ verbannen zu wollen, wäre dennoch falsch. So wurde im ersten Fallbeispiel in Kapitel 5.2 deutlich, dass partizipative Methoden durchaus großes Potential haben, wenn sie selbstkritisch, selbstreflexiv und im richtigen Kontext angewendet werden. Allerdings darf dabei die in Kapitel 4.2 von den moderaten Kritikern angemahnte Begrenztheit des Ansatzes nicht außer Acht gelassen werden.

Es bleibt die Frage, warum weder die Erkenntnisse der Ethnologie der Entwicklung, noch die der Sozialpsychologie bei den Akteuren der EZ nennenswerte Beachtung finden. Die Erkenntnisse werden entweder ignoriert oder mit der Aussage es gäbe keine „Verschwörung zur endgültigen Unterjochung der Armen und Benachteiligten im Namen von Partizipation“ (Bliss/Neumann 2007:50) beiseite gewischt, anstatt sich ernsthaft damit auseinanderzusetzen. Auch wenn es diese Verschwörung nicht gibt, sollte eine selbstkritische und selbstreflexive Einstellung nicht an dem Punkt aufhören, wo grundlegende Überzeugungen infragegestellt werden. Keine Disziplin wäre besser geeignet, als die Entwicklungsethnologie, um die Forschungsergebnisse aus der Ethnologie der Entwicklung in die EZ einzubringen und eine ehrliche Auseinandersetzung mit diesen Erkenntnissen zu bewirken. Wenn die Machtstrukturen schon nicht aufgelöst werden können, so sollte zumindest offen und reflektiert damit umgegangen werden. Bisher wird diese Chance nicht genutzt und die Entwicklungsethnologie beteiligt sich an einer partizipativen Rhetorik, die die EZ noch widersprüchlicher macht, als sie durch den Anspruch zugleich universalistisch und relativistisch zu sein sowieso schon ist.

Durch die ungerechtfertigte, unreflektierte und kaum hinterfragte, manchmal fast schon religiöse Züge annehmende, Mystifizierung von Partizipation als „Schlüssel zum Paradies“, wie sie sich beispielsweise im *Participation Sourcebook* der Weltbank (1996) findet (vgl. Francis 2001), laufen Entwicklungsexperten damit sehr leicht Gefahr – vielleicht ohne es selber zu merken – Teil eines Machtverschleierungsprozesses zu

werden, der im besten Fall keine Verbesserung bringt, im schlechtesten Fall zum Scheitern der Projekte und zur Verhinderung besserer Möglichkeiten führt.

Echte Partizipation im Sinne einer wirklich selbstbestimmten Entwicklung ist nur möglich, wenn es keine expliziten oder impliziten Vorgaben von außen gibt, wie diese Entwicklung auszusehen hat und damit in der EZ, wie sie heute stattfindet, schlicht nicht umsetzbar. Daran kann auch eine noch so gut gemeinte Rhetorik wenig ändern.

Partizipation ist folglich eine zwiespältige Angelegenheit, die sowohl positive, als auch negative Auswirkungen haben kann. Diesen negativen Auswirkungen sollten sich die Akteure der EZ stellen, anstatt sich weiter hinter einer partizipativen Rhetorik zu verstecken, die schöner klingt als sie in der Praxis sein kann.

Abkürzungen

AGEE	Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie
BMZ	Bundesministerium für Wirtschaft und Zusammenarbeit
DED	Deutscher Entwicklungsdienst
DGV	Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde
EZ	Entwicklungszusammenarbeit
FZ	Finanzielle Zusammenarbeit
GiZ (früher GTZ)	Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit
InWEnt	Internationale Weiterbildung und Entwicklung gGmbH
NGO	Non Governmental Organization
PLA	Participatory Learning & Action
PRA	Participatory Rural Appraisal
REA	Rapid Ethnographic Assessment
RRA	Rapid Rural Appraisal
UN	United Nations
UNDP	United Nations Development Programme

Literatur

- AGEE** (1992): Die Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie stellt sich vor. In: *Entwicklungsethnologie* 1 (1), S. 2–3.
- AGEE** (2013): Ethische Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft Entwicklungsethnologie e.V. (AGEE). Trier (Trierer Materialien zur Ethnologie 6)
- Alkire, Sabina** (2010): Human Development: Definitions, Critiques, and Related Concepts. Hg. v. UNDP. UNDP. Oxford.
- Allport, Gordon** (1968): The historical background of social psychology. New York: Random House.
- Bennett, John W.** (1996): Applied and Action Anthropology: Ideological and Conceptual Aspects. In: *Current Anthropology, Supplement* 37 (No. 1), S. 23–53.
- Bentley et al.** (1988): Rapid ethnographic assessment: Applications in a diarrhea management program. In: *Social Science & Medicine* 27 (1), S. 107–116.
- Bliss, Frank** (1985): Völkerkunde und Entwicklungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Anthropos* 80, S. 617–641.
- Bliss, Frank** (1992): Neue Gutachterttrichtlinien reichen nicht aus. In: *E+Z - Entwicklung und Zusammenarbeit* 33 (1/2), S. 30–31.
- Bliss, Frank** (1996): Ethik in der Entwicklungsethnologie. In: Frank Bliss und Stefan Neumann (Hg.): *Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik* 3. 1. Aufl. Bonn (Beiträge zur Kulturkunde, 16), S. 236–256.
- Bliss, Frank** (2009): Die Rolle der AGEE im deutschen entwicklungspolitischen Diskurs und in der praktischen EZ. In: *EthnoScripts* 11 (2), S. 104–119.
- Bliss, Frank; Neumann, Stefan** (Hg.) (1996): *Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik* 3. 1. Aufl. Bonn (Beiträge zur Kulturkunde, 16).
- Bliss, Frank; Neumann, Stefan** (2007): Zur Partizipationsdiskussion in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. "State of the art" und Herausforderungen. 1. Aufl. Bonn: PAS
- BMZ** (1999): Partizipationskonzept. Übersektorales Konzept Partizipative Entwicklungszusammenarbeit. Bonn.
- BMZ** (2006): Medienhandbuch Entwicklungspolitik 2006/2007. Berlin.
- BMZ** (2008): BMZ Konzepte 165. Leitlinien für die bilaterale Finanzielle und technische Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern der deutschen Entwicklungszusammenarbeit. Hg. v. BMZ. Bonn.
- BMZ** (2011a): Lexikon der Entwicklungspolitik - Entwicklungszusammenarbeit. BMZ. Online verfügbar unter <http://www.bmz.de/de/service/glossar/E/entwicklungszusammenarbeit.html>, zuletzt geprüft am 28.10.2014.
- BMZ** (2011b): Lexikon der Entwicklungspolitik - Partizipation. BMZ. Online verfügbar unter <http://www.bmz.de/de/service/glossar/P/partizipation.html>, zuletzt geprüft am 29.10.2014.
- Brandt, Willy** (Hg.) (1980): Das Überleben sichern: Gemeinsame Interessen der Industrie- und Entwicklungsländer. Bericht der Nord-Süd-Kommission. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Cernea, Michael M.** (Hg.) (1991): Putting people first. Sociological variables in rural development. World Bank. 2. Aufl. New York: Oxford University Press.
- Cernea, Michael M.** (1996): Social organization and development anthropology. The 1995 Malinowski award lecture. Washington, D.C: World Bank (Environmentally sustainable development studies and monographs series, 6).
- Chambers, Robert** (1983): Rural development. Putting the last first. London, New York: Longman.
- Chambers, Robert** (1991): Shortcut and Participatory Methods for Gaining Social Information for Projects. In: Michael M. Cernea (Hg.): Putting people first. Sociological variables in rural development. 2. Aufl. New York: Oxford University Press, S. 515–537.

- Chambers, Robert** (1994a): The Origins and Practice of Participatory Rural Appraisal. In: *World Development* Vol. 22 (No. 7), S. 953–969.
- Chambers, Robert** (1994b): Participatory Rural Appraisal (PRA) Analysis of Experience. In: *World Development* Vol. 22 (No. 7), S. 1253–1268.
- Chambers, Robert** (1994c): Participatory Rural Appraisal (PRA) Challenges, Potentials and Paradigm. In: *World Development* Vol. 22 (No. 7), S. 1437–1454.
- Chambers, Robert** (1996): Relaxed and Participatory Appraisal: Notes on Practical Approaches and Methods. In: Frank Bliss und Stefan Neumann (Hg.): *Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik* 3. 1. Aufl. Bonn (Beiträge zur Kulturkunde, 16), S. 74–90.
- Cooke, Bill** (2001): The Social Psychological Limits of Participation? In: Bill Cooke und Uma Kothari (Hg.): *Participation. The new Tyranny?* 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies), S. 102–121.
- Cooke, Bill; Kothari, Uma** (Hg.) (2001): *Participation. The new Tyranny?* 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies).
- DGV** (2009): „Frankfurter Erklärung“ zur Ethik in der Ethnologie. Hg. v. DGV. Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde. Frankfurt.
- Duden** (2004): *Wirtschaft von A bis Z. Grundlagenwissen für Beruf, Ausbildung und tägliches Leben.* 2. Aufl. Unter Mitarbeit von Achim Pollert, Bernd Kirchner und Javier Morato Polzin. Mannheim: Dudenverlag (Duden).
- Erler, Brigitte** (1985): Tödliche Hilfe. Bericht von meiner letzten Dienstreise in Sachen Entwicklungshilfe. 1. Aufl. Freiburg i. Br. [West Germany]: Dreisam-Verlag.
- Escobar, Arturo** (1997): Anthropology and Development. In: *International Social Science Journal* Vol. 49, S. 497–515.
- Esteva, Gustavo** (1992): Development. In: Wolfgang Sachs (Hg.): *The Development dictionary. A guide to knowledge as power.* London, Atlantic Highlands, N.J: Zed Books, S. 6–25.
- Fels, Mira** (2008): *Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit. Hindernisse und Lösungsansätze.* München: GRIN Verlag GmbH.
- Francis, Paul** (2001): Participatory Development at the World Bank: The Primacy of Process. In: Bill Cooke und Uma Kothari (Hg.): *Participation. The new Tyranny?* 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies), S. 72–87.
- Gardner, Katy; Lewis, David** (1996): *Anthropology, development, and the post-modern challenge.* London: Pluto Press (Anthropology, culture, and society).
- Georges et al.** (2013): *Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch Darmstadt:* WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- GTZ** (1999): *Tourismus in der Technischen Zusammenarbeit. Ein Leitfaden zur Konzeption, Planung und Durchführung von projektbegleitenden Maßnahmen in der ländlichen Entwicklung und im Naturschutz.* Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH. Eschborn.
- GTZ** (2007): *Tourismus als Handlungsfeld der deutschen Entwicklungszusammenarbeit. Grundlagen, Handlungsbedarf und Strategieempfehlungen* (GTZ) GmbH. Eschborn
- Guijt, Irene; Cornwall, Andrea** (1995): Critical reflections on the practice of PRA. In: *PLA Notes* (24), S. 2–7.
- Henkel, Heiko; Stirrat, Roderick** (2001): Participation as Spiritual Duty; Empowerment as Secular Subjection. In: Bill Cooke und Uma Kothari (Hg.): *Participation. The new Tyranny?* 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies), S. 168–184.
- Hess, Carmen G.** (1998): Auf verschlungenen Wegen: die "Entwicklungsstraße". In: *Entwicklungsethnologie* 7 (2), S. 33–39.
- Hirschhausen et al.** (2008): *Effizienzanalyse in der Wasserversorgung. Internationale Erfahrungen und Schlussfolgerungen für Deutschland.* Fachbericht. TU Dresden, Dresden.

- Kievelitz, Uwe** (1988): Kultur, Entwicklung und die Rolle der Ethnologie. Zur Konzeption einer Entwicklungsethnologie. 1. Aufl. Bonn: Politischer Arbeitskreis Schulen (Beiträge zur Kulturkunde, 11).
- Kothari, Uma** (2001): Power, Knowledge and Social Control in Participatory Development. In: Bill Cooke und Uma Kothari (Hg.): Participation. The new Tyranny? 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies), S. 139–152.
- Malinowski, Bronislaw** (1929): Practical Anthropology. In: *Africa: Journal of the International African Institute* Vol. 2 (No. 1), S. 22–38.
- Menzel, Ulrich** (1992): Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Menzel, Ulrich** (1993): 40 Jahre Entwicklungsstrategie = 40 Jahre Wachstumsstrategie. In: Dieter Nohlen und Franz Nuscheler (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. 3. Aufl. 8 Bände. Bonn: J.H.W. Dietz (1), S. 131–155.
- Menzel, Ulrich** (1995): Geschichte der Entwicklungstheorie. Einführung und systematische Bibliographie. 3. Aufl. Hamburg (Schriften des Deutschen Übersee-Instituts Hamburg, 31).
- Mosse, David** (1994): Authority, Gender and Knowledge: Theoretical Reflections on the Practice of Participatory Rural Appraisal. In: *Development and Change. Vol 25 Issue 3* Vol. 25 (3), S. 497–526.
- Mosse, David** (2001): 'People's Knowledge', Participation and Patronage: Operations and Representations in Rural Development. In: Bill Cooke und Uma Kothari (Hg.): Participation. The new Tyranny? 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies), S. 16–35.
- Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz** (Hg.) (1993): Handbuch der Dritten Welt. 3. Aufl. 8 Bände. Bonn: J.H.W. Dietz (1).
- Palm, Petra** (2000): Community based Tourism als eine Form des nachhaltigen Tourismus in kommunalen Gebieten Namibias. Eschborn: GTZ (Tropenökologisches Begleitprogramm. V/12 D).
- Prochnow, Martina** (1996): Entwicklungsethnologie. Ansätze und Probleme einer Verknüpfung von Ethnologie und Entwicklungshilfe: zur Diskussion in der deutschsprachigen Ethnologie. Hamburg: LIT (Interethnische Beziehungen und Kulturwandel, 24).
- Rahnema, Majid** (2010): Participation. In: Wolfgang Sachs (Hg.): The development dictionary. A guide to knowledge as power. 2. Aufl. London, New York, N.Y: Zed Books, S. 127–144.
- Richards, Paul** (1995): Participatory rural appraisal: a quick-and-dirty critique. In: *PLA Notes* (24), S. 13–16.
- Rist, Gilbert** (2002): The history of development. From western origins to global faith. First published 1997. New ed., rev. and expanded. London, New York: Zed Books.
- Rottenburg, Richard** (2002): Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe. Stuttgart: Lucius & Lucius (Qualitative Soziologie, 2).
- Sachs, Wolfgang** (Hg.) (1992): The Development dictionary. A guide to knowledge as power. London, Atlantic Highlands, N.J: Zed Books.
- Sachs, Wolfgang** (Hg.) (2010): The development dictionary. A guide to knowledge as power. 2. Aufl. London, New York, N.Y: Zed Books.
- Schönhuth, Michael** (1996): RRA und PRA. Gedanken zur Standortbestimmung und zu Perspektiven eines partizipativen Analyse-, Planungs- und Beratungsansatzes nach 15 Jahren Praxis. In: Frank Bliss und Stefan Neumann (Hg.): Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik 3. 1. Aufl. Bonn (Beiträge zur Kulturkunde, 16), S. 13–36.
- Schönhuth, Michael** (2004): Partizipation, PRA und die Grenzen der Entwicklungsethnologie in der Projektpraxis. In: *Entwicklungsethnologie* 13 (1+2), S. 105–121.
- Schönhuth, Michael** (2005): Entwicklung, Partizipation und Ethnologie: Implikationen der Begegnung von ethnologischen und partizipativen Forschungsansätzen im Entwicklungskontext. Habilitationsschrift. Trier: Universität Trier.

- Schönhuth, Michael; Kievelitz, Uwe** (1993): Partizipative Erhebungs- und Planungsmethoden in der Entwicklungszusammenarbeit: Rapid Rural Appraisal, Participatory Appraisal. Eine kommentierte Einf. 1. Aufl. Eschborn, Rossdorf: GTZ; TZ-Vertriebsges (Schriftenreihe der GTZ, 231).
- Schröder, Peter** (2002): Buchbesprechung; Seithel, Friderike: Von der Kolonialethnologie zur Advocacy Anthropology. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 127, S. 349–350.
- Seithel, Friderike** (2000): Von der Kolonialethnologie zur Advocacy Anthropology. Zur Entwicklung einer kooperativen Forschung und Praxis von EthnologInnen und indigenen Völkern. Hamburg: LIT (Interethnische Beziehungen und Kulturwandel, 34).
- Shaw, Marvin** (1971): Group Dynamics: The Psychology of Small Group Behavior. New York: McGraw Hill.
- Sodeik, Eva** (1998): Erfahrungen mit partizipativen Methoden. In: *Entwicklungsethnologie* 7 (2), S. 24–31.
- Spies, Eva** (2009): Das Dogma der Partizipation. Interkulturelle Kontakte im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit in Niger. Köln: Köppe (Mainzer Beiträge zur Afrikaforschung, 20).
- Taylor, Harry** (2001): Insights into Participation from Critical management and labour Process Perspectives. In: Bill Cooke und Uma Kothari (Hg.): Participation. The new Tyranny? 4. Aufl. London: Zed Books (Development studies), S. 122–138.
- Tetzlaff, Rainer** (1996): Theorien der Entwicklung der Dritten Welt nach dem Ende der Zweiten (sozialistischen) Welt. In: Klaus Beyme und Claus Offe (Hg.): Politische Theorien in der Ära der Transformation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59–93.
- Truman, Harry S.** (1949): Harry S. Truman: Inaugural Address. Hg. v. The American Presidency Project (Public Papers of the Presidents)
- UNDP** (1991): Human Development Report 1991. Hg. v. Oxford University Press. Oxford.
- Weltbank** (1996): Participation Sourcebook. Washington, D.C: World Bank.
- Ziai, Aram** (2004): Imperiale Repräsentationen. Vom kolonialen zum Entwicklungsdiskurs. In: *Zeitschrift informationszentrum 3. welt* (276), S. 15–18. Freiburg.
- Ziai, Aram** (2010): Postkoloniale Perspektiven auf "Entwicklung". In: *Peripherie: Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*, S. 399–426. Münster.

BEI GRIN MACHT SICH IHR WISSEN BEZAHLT



- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit, Bachelor- und Masterarbeit
- Ihr eigenes eBook und Buch - weltweit in allen wichtigen Shops
- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren

